geo.u. 388-5/6

geo.u. 388-5/6

Interessante

Länder=

und

Völkergemälde,

oder

Schilderung neu untersuchter Länder, Völker und Städte, anziehender Naturmerkwürdigkeiten, Kunstwerke und Ruinen.

Nach

den neuesten Reiseberichten bearbeitet

von

J. B. Schüz.

Fünftes Bändchen.

Mit zwey Kupfern.

Wien, 1809.
Im Verlage bey Anton Doll.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

XXV.

Gemälde von Neuspanien.

Entworfen von Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Viertes Hauptstück.

Etwas über die Bevölkerung Mexikos.

Das Gemälde von Mexiko, welches wir mit wenigen Zügen aufgestellt haben, beweißt, daß die Natur hier, wie überall, ihre Gaben ungleich ausgespendet habe. Die Menschen, unbekannt mit dieser weisen Vertheilung, wissen die ihnen dargebothenen Schätze nicht zu benützen. Auf einen kleinen Landstrich im Mittelpunkte des Reiches auf die Bergflächen der Cordilleren zusammengedrängt, ließen sie die fruchtbarsten, dem Meere zunächst liegenden Ge-

genden unbewohnt. — Die spanischen Eroberer sind nur dem Vorgange der von ihnen überwundenen Völker gefolgt. Die Azteque's, vielleicht Bewohner des Nordens von Asien, blieben bey ihrer Wanderung nach Süden immer auf dem Rücken der Cordilleren, und zogen die kühlern Gebirgsflächen den übermässig heissen Gegenden am Ufer des Meeres vor.

Das Land Anahuac, das eigentliche Reich Montezuma II. zur Zeit der Ankunft des Cortes in Mexiko, beträgt kaum den achten Theil des heutigen Neuspaniens. Die grossen Städte der Aztegue's, die am besten kultivirten Ländereyen, befanden sich in der Gegend der Hauptstadt von Mexiko, in dem schönen Thale von Tenochtitlan. Schon dieser Grund würde zugereicht haben, die Spanier zur Wahl dieser Wohnplätze zu bestimmen, es gefiel ihnen aber auch überdieß, sich auf Bergflächen anzusiedeln, deren Klima jenem ihres Vaterlands ähnelte, und die folglich geeignet waren, die Getreidearten und Fruchtbäume Europens hervorzubringen. Der Indigo, die Baumwolle, der Zucker, der Kaffee, die vier grossen Gegenstände des Handels der Antillen und der tropischen Gegenden, reizten die Eroberer des sechzehnten Jahrhunderts wenig; sie geizten nur nach edeln Metallen, und diese Begierde fesselte sie an den Rücken der Gebirge im Mittelpunkte Neuspaniens.

Wie groß die Bevölkerung Mexikos zur Zeit seiner Eroberung durch die Spanier gewesen sey,

läßt sich auf keine Weise mehr mit Gewißheit bestimmen. Daß aber jetzt die Bevölkerung Neuspaniens immer im Zunehmen sey, dafür sprechen alle Beobachtungen. Bey der Zählung, welche der Vizekönig, Graf von Revillagigedo im Jahr 1793 veranstalten ließ, fanden sich 4,483,592 Seelen. Die Geburten verhalten sich zu den Sterbefällen im Durchschnitte wie 170: 100. Mit Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß die Bevölkerung dieses Landes im Jahr 1808 schon siebenthalb Millionen Seelen überstieg.

Fünftes Hauptstück.

Krankheiten, welche periodisch das Fortschreiten der Bevölkerung zurückhalten. — Die Blattern. — Matlazahuatl. — Hungersnoth. — Gesundheit der Bergleute.

Die in der Aufschrift dieses Kapitels angegebenen physischen Umstände sind es vorzüglich, welche in Neuspanien beynahe periodisch das Fortschreiten der Bevölkerung hindern.

Die Blattern, den Bewohnern der neuen Welt fürchterlicher und verderblicher, als die Pest jenen der alten, haben auch in diesem Lande seit dem

Jahr 1520, wo sie zum erstenmale erschienen, fürchterlich gewüthet. Die Verheerungen dieser Krankheit erfolgten beynahe periodisch alle siebenzehn oder achtzehn Jahre, am schrecklichsten waren sie in den Jahren 1763 und 1779: in dem letzteren verlor die Hauptstadt allein durch diese Seuche beynahe neuntausend Menschen. Todtengräber durchzogen des Nachts die Strassen, um die Leichname wegzuräumen wie dieß zu Philadelphia während des gelben Fiebers zu geschehen pflegt.

Schon im Jahre 1797 waren die Verheerungen minder groß, die Einführung und Verbreitung der Inoculation hatte ihnen Schranken gesetzt, und seit dem Jänner 1804, als die Vaccine auch in Neuspanien bekannt, und mit sehr geringen Schwierigkeiten allgemein verbreitet wurde, läßt sich mit Grund hoffen, eine Seuche, die besonders für den, Hautkrankheiten so schwer überstehenden Indianer verderblich ist, bald ganz unterdrückt zu sehen.

Eigene königliche Schiffe unter der Oberaufsicht des verdienstvollen Arztes D. Antonio Valmis wurden abgesendet, um die westindischen Kolonien Spaniens mit Jenner's wohlthätiger Erfindung bekannt zu machen, und die Indianer sahen zum erstenmale jene Fahrzeuge, welche ihnen sonst gewöhnlich nichts als Tod und Verderben brachten, der leidenden Menschheit Trost und Hilfe darbieten.

Ungemein groß war aller Orten die Freude über diese wohlthätige Sendung. Die Bischöfe, die Mi-

litär-Gouverneurs, alle jene, die sich durch Rang und Ansehen vor ihren Mitbürgern auszeichneten, begaben sich an das Gestade; in ihren Armen trugen sie die Kinder, welche die schützende Vaccine unter den Eingebornen Amerikas und den Malayen verbreiten sollten, sie stellten diese Bewahrer des kostbaren Heilmittels vor die Altäre, und brachten dem höchsten Wesen ihren Dank dafür, daß es sie eine so glückliche Epoche erleben ließ. — Indessen war doch auch früher dieses Präservativ schon in einigen Gegenden des spanischen Westindiens bekannt und einheimisch: den Bewohnern der Ebenen an den peruvianischen Andes war die schützende Wirkung der Vaccine nicht neu.

Das Matlazahuatl ist eine dem Stamme der Indianer eigene verheerende Seuche, die sich kaum alle Jahrhunderte einmal zeigt; zum letztenmale wüthete sie im Jahr 1736; die spanischen Schriftsteller belegten sie mit dem Nahmen der Pest. In der Hauptstadt selbst lag damals die Arzneykunde noch zu sehr in ihrer Kindheit, als daß man im Stande gewesen wäre, bestimmte Nachrichten über die Natur dieser Krankheit zu erhalten. Sie scheint Aehnlichkeit mit dem gelben Fieber zu haben, greift aber die Weissen, sie mögen Europäer, oder Eingeborne seyn, nicht an.

Das dritte Hinderniß, welches sich der Zunahme der Bevölkerung in Neuspanien entgegen stemmt, und vielleicht das wirksamste unter allen, ist der Hunger. Die indianischen Bewohner Amerika's

sind, so wie die Eingebohrnen Indostans, gewohnt, sich mit einer sehr geringen Quantität von Lebensmitteln zu behelfen, ihre Zahl vermehrt sich, ohne daß die Erzeugung der Nahrungsbedürfnisse mit dieser Vermehrung gleichen Schritt hält. Träg durch ihren natürlichen Charakter, und durch ihre Lage unter einem herrlichen Klima, in einem ungemein fruchtbaren Lande, bauen die Eingebornen an Mais, Kartoffeln und Getreide selten mehr an, als das Jahr hindurch für sie selbst, und höchstens für die Konsumtion der benachbarten Städte und Bergwerke nothwendig wird. Schlägt nun die Aerndte fehl, so tritt nothwendig die Hungersnoth mit ihrem schrecklichen Gefolge von Seuchen ein. So tödtete die mißrathene Aerndte des Jahres 1784 über 300000 Menschen.

Lange Zeit hat man die Arbeiten in den Bergwerken als eine von den Hauptursachen der Entvölkerung Amerika's angegeben. Sicher ist es, daß dieses in frühern Zeiten allgemein der Fall war, und auch jetzt noch in jenen Ländern ist, wo das barbarische Gesetz der Mita den Indianer zwingt, seinen väterlichen Heerd zu verlassen, und in entfernte Provinzen zu wandern, wo Mangel an Bergleuten ist. Aber nicht die Arbeit, die Verwechslung des Klima's ist es hauptsächlich, welche das Gesetz der Mita so verderblich für den Indianer macht, dessen Organisation bey weitem nicht so biegsam ist, wie jene des Europäers. In Mexiko ist dieß der Fall nicht; der indianische Bergmann

ist in diesem Lande frey, er wird zu keiner Gattung der Arbeit gezwungen, und kann sich den Herrn wählen, der ihm gefällt. Darum ist auch die Sterblichkeit unter den Bergleuten Neuspaniens verhältnißmässig nur unbedeutend grösser, als unter den übrigen Bewohnern des Landes. Selbst der anderwärts der Gesundheit so nachtheilige Amalgamationsprozeß äussert auf sie selten eine nachtheilige Einwirkung.

Sechstes Hauptstück.

Verschiedenheit der Bewohner. — Indianer oder Eingebohrne Amerikas. — Ihre Zahl. — Ihre Wanderungen. — Verschiedenheit der Sprachen. — Kulturszustand derselben.

Eben jene Menschengattungen, die man in den übrigen Kolonien Spaniens antrifft, findet man auch in Mexiko. Man unterscheidet sieben verschiedene Racen: 1) Gebohrne Europäer, die man hier gewöhnlich Gachupines nennt. 2) Spanische Kreolen, oder in Amerika gebohrne Weisse von europäischer Abkunft. 3) Mestizen; Abstämmlinge von Weissen und Indianern. 4) Mulatten; von Weissen und Negern erzeugt. 5)

Zambos, Kinder von Negern und Indianern. 6) Indianer, oder die kupferfarbige Race der Landes-Eingebohrnen. 7) Endlich, afrikanische Neger. Gewöhnlich aber nimmt man nur vier Kasten an, die Spanier, Neger, Indianer, und die gemischten Abkömmlinge der Europäer, Afrikaner, Indianer und Malayen. Der häufige Verkehr zwischen Acapulko und den Philippinen ist Ursache, daß sich viele Asiaten, Chineser und Malayen in Neuspanien niedergelassen haben.

Es ist ein allgemeines Vorurtheil in Europa, daß jetzt nur noch ein geringer Theil der ursprünglichen kupferfarbigen Bewohner Mexikos vorhanden sey, dessen Vorfahren das Glück hatten, der verheerenden Mordbegier der ersten Eroberer zu entgehen. Die Grausamkeit der Spanier hat die Ureinwohner der Antillen vernichtet, aber auf dem Kontinent Amerikas hatte sie nicht diesen schrecklichen Erfolg. Mexiko enthält noch jetzt über drittehalb Millionen Bewohner von ungemischter indianischer Abkunft, und ihre Anzahl ist immer noch im Zunehmen. Sie machen beynahe zwey Fünftheile der ganzen Bevölkerung des Landes aus.

Die grosse Anzahl der Ureinwohner, deren größter Theil die Provinzen Guanaxuato, Valladolid, Puebla und Oaxaka bewohnt, beweißt, daß die Kultur des Landes sehr alt seyn müsse. Nahe bey Oaxaka findet man Denkmäler mexikanischer Baukunst, die eine weit vorgeschrittene Civilisation darthun.

Im Norden Neuspaniens, über dem 20sten Breitengrad, findet man nur sehr wenige Indianer. Als die Spanier das Land eroberten, waren diese Provinzen der Aufenthaltsort der Chichimequen und Otomiten, zweyer nomadischen Völker, deren nicht sehr zahlreiche Horden ungeheure Länder durchstreiften. Der Ackerbau und die Civilisation scheinen sich in diesem Lande nur auf den Bergflächen der südlichen Gegenden verbreitet zu haben.

Vom siebenten bis zum dreyzehnten Jahrhundert scheinen fortwährend grosse Völkermassen sich vom Norden gegen den Süden bewegt zu haben. Die kriegerischen Völkerschaften, welche, eine nach der andern, das Land Anahuac überschwemmten, kamen alle aus den Gegenden im Norden des Rio Gila. Die hieroglyphischen Tafeln der Azteque's haben uns das Andenken der vorzüglichsten Epochen aufbehalten, welche in den Wanderungen der amerikanischen Nationen bemerkenswerth sind; sie hatten Aehnlichkeit mit der grossen Völkerwanderung, welche Europa im fünften Jahrhunderte wieder in die Nacht der Barbarey zurückstürzte, nur daß die Folge für Amerika gerade die umgekehrte war, indem die wandernden Völker Kultur und Civilisation in Mexiko verbreiteten. Die Toultequer, Chichimequer, Nahualtequer und Acolhuer oder Azteque's durchzogen nach einander in einem Zeitraume von sechs Jahrhunderten das Land und liessen sich in demselben nieder. Die Toultequer führten die Kultur des Mais und der Baumwolle ein; sie bauten

Städte, Wege und vorzüglich jene grossen Pyramiden, die wir noch heute bewundern, und deren Seiten auf das genaueste orientirt sind. Sie kannten den Gebrauch hieroglyphischer Bilder, sie verstanden Metalle zu schmelzen und die härtesten Steine zu schneiden, sie hatten ein Sonnenjahr, vollkommener, als jenes der Griechen und Römer. Ihre Regierungsform zeigte, daß sie von einem Volke abstammten, dessen gesellschaftlicher Zustand schon gewaltige Veränderungen erlitten hatte. Aber woher entsprang diese Kultur? Aus welchem Lande kamen die Toultequer und Mexikaner? — Dieß sind Fragen, welche wir uns nicht zu beantworten wissen. Die Tradition, und die historischen Hieroglyphen nennen uns Huehuetlapallan, Tollan und Aztlan als den ersten Aufenthalt dieser wandernden Völker; aber wo diese Länder lagen, ist uns ganz unbekannt.

Die Wanderungen der amerikanischen Völkerschaften von Norden gegen Süden, welche beynahe durch sechs Jahrhunderte dauerten, sind die Ursache, daß die Urbevölkerung Mexikos aus so verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt ist. Die grosse Verschiedenheit der Sprachen, welche noch heut zu Tage in diesem Reiche existiren, bestätigt die grosse Abstammungsverschiedenheit der Ureinwohner. Die Zahl derselben beläuft sich über zwanzig, von denen vierzehn schon ziemlich vollständige Sprachlehren und Wörterbücher haben. Es scheint, daß der größte Theil derselben keineswegs aus Dia-

lekten einer und derselben Grundsprache besteht, sondern daß sie so sehr von einander abweichen, wie z. B. das Griechische vom Deutschen; dieß ist wenigstens der Fall bey sieben von diesen Sprachen, von denen ich die Wörterbücher besitze.

Die ausgebreitetste unter allen ist die mexikanische Sprache, oder jene der Azteque's, welche vom 37sten Breitengrad bis an den See Nicaragua, auf einer Strecke von beynahe 400 Lieues gesprochen wird. Auch die Toultequer, Chichimequer, Acolhuer und Nahuatlaquer gebrauchen dieselbe. Sie ist weniger wohllautend, aber beynahe eben so reich und ausgebreitet, wie jene der Incas.*) Nach der mexikanischen Sprache, welche schon eilf gedruckte Grammatiken zählt, ist jene der Otomiten die ausgebreitetste in Neuspanien.

Die indianischen Bewohner Neuspaniens gleichen im Ganzen sehr den Ureinwohnern von Kanada, Florida, Peru und Brasilien. Gleich diesen haben sie eine kupferfarbige Haut, glatte schlicht herabhängende Haare, wenig Bart, einen untersetzten Körper, verlängerte Augen, deren Winkel

---

*) Diese Sprache hat besonders viele lange, sehr schwer auszusprechende Worte. So reden z. B. die Mexikaner ihre Pfarrgeistlichkeit mit folgendem Worte an: Notlazomahuizteopixcatatzin; ehrwürdiger Priester, den ich verehre, wie meinen Vater.

sich gegen die Schläfe in die Höhe ziehen, hervorspringende Backenknochen, breite Lippen, um den Mund einen sanften Zug, der mit ihrem düstern, melancholischen Blick sehr kontrastirt. Der Stamm der Amerikaner, ist nach jenem der hyperboräischen Völker der am mindesten zahlreiche, aber er nimmt den größten Raum auf der Erdfläche ein. Auf einem Raume von anderthalbtausend Quadratlieues von den Inseln des Feuerlands bis zum Laurenzfluß und der Beringsstrasse erstaunt man beym ersten Anblicke über die Aehnlichkeit in der körperlichen Bildung der Landesbewohner. Man glaubt sich überzeugt, daß sie, ungeachtet der sehr grossen Verschiedenheit ihrer Sprachen, von einem Stamme entsprossen sind. Bey einem längern Umgange mit diesen Nationen sieht man aber bald ein, daß selbst berühmte Reisende, welche aber nur wenige Individuen in den Küstenländern beobachten konnten, diese Aehnlichkeit viel zu groß angesetzt haben.

Die intellektuelle Kultur ist es unstreitig, welche die grosse Verschiedenheit der Züge bewirkt. Bey barbarischen Völkern trifft man vielmehr eine Physiognomie des Stammes, der Horde, als eine Physiognomie einzelner Individuen. Der Europäer sieht bey Betrachtung dieser Völker anfänglich nur auf die von der unsrigen so sehr verschiedene Hautfarbe, und die Gleichheit derselben macht in seinen Augen den Unterschied der individuellen Züge verschwinden.

Meine Beobachtungen über die angebohrne Hautfarbe der Urbewohner Amerikas sind den Behauptungen des Chefs der Mianis, Michikinakoua, ganz entgegengesetzt, welcher Volney'n versicherte: die Kinder der kanadischen Indianer würden so weiß gebohren, wie jene der Europäer, sie würden in spätern Jahren durch die Sonne und das Einreiben von Fett und verschiedenen Kräutersäften gebräunt; auch wäre bey den Weibern der bekleidete Theil des Körpers vom Gürtel abwärts stets weiß. In Peru, Quito, an der Küste von Caraccas, an den Ufern des Oronoko und in Mexiko werden die Kinder nie weiß gebohren, und die indischen Kaziquen, welche in einem sehr gemächlichen Zustande leben, sich fast immer in dem Innern ihrer Häuser aufhalten und Kleider tragen, sind an allen Theilen ihres Körpers, mit Ausnahme der Fersen und des Innern der Hände, eben so braunroth oder kupferfärbig gefärbt, wie alle übrigen ihres Volkes.

Die Haut der Mexikaner ist dunkler gefärbt, als jene der meisten Südindianer, auch haben sie, besonders die Stämme der Aztequer und Otomiten mehr Bart, als ich bey den übrigen Völkern des mittäglichen Amerika angetroffen habe. Beynahe alle Indianer in den Gegenden um die Hauptstadt tragen kleine Knebelbärte, und dieß ist sogar ein Kennzeichen der tributären Kaste.

Die Eingebohrnen Neuspaniens, wenigstens diejenigen unter ihnen, welche der europäischen Herrschaft unterworfen sind, erreichen gewöhnlich ein

ziemlich hohes Alter. Als ruhige Ackersleute schon seit sechshundert Jahren in Dörfer versammelt, sind sie bey weitem nicht den vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren ausgesetzt, welche das nomadische Leben der jagdliebenden und kriegerischen Völker am Missisipi und Rio Gila mit sich führt. Gewöhnt an eine einförmige, beynahe ganz aus dem Pflanzenreiche genommene Nahrung, würden die Indianer ohne Zweifel noch ein weit höheres Alter erreichen, wenn nicht die Trunkenheit ihre Konstitution schwächte. Sie bedienen sich des Branntweins aus Zuckerrohr, aus Mais und der Jatrophawurzel, des einheimischen Weins und des Saftes der amerikanischen Agave, den sie Pulque nennen. Das letztere Getränk, mit Maaß genossen, ist keineswegs schädlich, es stärkt den Magen und befördert die Verrichtungen des gastrischen Systems.

Indessen ist das Laster der Trunkenheit bey weitem nicht so allgemein unter den indianischen Völkerschaften, als man zu glauben pflegt. Ich habe in den Wäldern von Guiana, an den Ufern des Oronoko, Landeseingebohrne getroffen, welche Abscheu gegen den Branntwein bezeugten, den ich ihnen zu kosten gab; es giebt überdieß mehrere sehr nüchterne indianische Volksstämme, deren gegohrne Getränke viel zu schwach sind, um einen Rausch zu verursachen. In Neuspanien ist die Trunkenheit hauptsächlich unter jenen Landeseingebohrnen gemein, welche das Thal von Mexiko, die Gegenden von Puebla, Tlascala und überhaupt jene Orte be-

woh-

wohnen, wo die Agave häufig gebaut wird. In der Hauptstadt werden von der Polizey eigene Leute ausgeschickt, um die auf den Strassen hingestreckten Betrunkenen aufzusuchen. Man bringt sie auf die Hauptwache, legt ihnen am andern Morgen einen eisernen Ring an den Fuß, und hält sie drey Tage hindurch zur Strassenreinigung an. Wenn man sie am vierten Tage frey läßt, kann man vollkommen sicher seyn, bald wieder andere an ihre Stelle zu bekommen.

Reisende, die nur nach der Physiognomie der Indianer urtheilen, müssen nothwendig glauben, es sey etwas sehr seltenes, einen Greis unter ihnen anzutreffen. Ohne die Pfarrregister nachzuschlagen, welche noch überdieß in den heissen Ländern alle 20 oder 30 Jahre von den Termiten verzehrt werden, ist es auch sehr schwer, das Alter der Eingebohrnen kennen zu lernen; denn sie selbst wissen es nicht anzugeben. Ihr Kopf wird nie grau, der Mangel an Bart giebt ihnen immer ein jugendliches Ansehen, ihre Haut runzelt sich schwer. Es ist nicht selten, in Mexiko Indianer, besonders Weiber von 100 Jahren zu finden. Dieses Alter ist gewöhnlich glücklich, denn der Mexikaner und Peruaner behält seine Muskelkraft meistens bis an den Tod. Während meines Aufenthaltes in Lima starb in dem 4 Lieues von Arequipa entfernten Dorfe Chiguata der Indianer Hilario Pari in einem Alter von 143 Jahren, er war durch 90 Jahre mit der Indianerinn Andrea Alea Zar vereheligt gewesen, welche ein Al-

ter von 117 Jahren erreicht hatte. Bis zu einem Alter von 130 Jahren machte er täglich 3 oder 4 Lieues zu Fuß, 13 Jahre vor seinem Tode erblindete er, und hinterließ von 12 Kindern nur eine Tochter von 76 Jahren am Leben.

Die kupferfärbigen Eingebohrnen genieſſen noch eines andern physischen Vorzuges, den ihnen wahrscheinlich die höchst einfache Lebensart ihrer Vorfahren verschafft hat; man findet fast nie unter ihnen angebohrne körperliche Gebrechen. Nie sah ich unter ihnen einen Bucklichen, selten einen Lahmen; Kröpfe trifft man nur bey den Mestizen. Zum Geschlechte der letzteren gehört auch der berühmte mexikanische Riese, Martin Salmeron, der 6 Fuß 16 Zoll $2\frac{2}{3}$ Linien Parisermaaß hoch ist. *)

Die moralischen Fähigkeiten der Landeseingebohrnen kann man schwer auf eine gerechte Weise würdigen, wenn man dieses unter einer langen und harten Dienstbarkeit schmachtende Volk nur in seinem dermahligen herabgewürdigten Zustande betrachtet. Im Anfange der spanischen Eroberung

---

*) Ein Gegenstück zu Salmeron ist der peruvianische Riese, Basilio Huaylas, der sich im Jahre 1792 öffentlich zu Lima zeigte. Er maß 7 kastilianische Fuß, 2 Zoll. Von den Hüften an nach oben, waren alle Theile unproportionirt groß, die Schultern hielten 5/6 Elle, der Kopf 1/3. Die Arme reichten, wenn er aufrecht stand, bis an die Kniee, dagegen waren die Schenkel und Füsse klein, auch das rechte Bein etwas kürzer.

giengen die wohlhabendsten und gebildetsten unter den Indianern größtentheils zu Grunde. Der Fanatismus wüthete besonders gegen die Priester der Aztequer, man vertilgte die Teopixqui oder Diener der Götter und alle Bewohner der Teocalli, oder Tempel, welche man als die Bewahrer der historischen, astronomischen und mythologischen Kenntnisse des Landes betrachten konnte. Man verbrannte die hieroglyphischen Bilder, durch welche die Kenntnisse aller Art von Generation zu Genetation fort gepflanzt werden. Aller Mittel des Unterrichts beraubt, verfiel das Volk in eine um so tiefere Unwissenheit, da die Missionarien, unbekannt mit den mexikanischen Sprachen, die alten Ideen nur durch wenige neue ersetzen konnten. Die indianischen Weiber, besonders jene, welche noch einen Theil ihrer Glücksgüter übrig behalten hatten, verbanden sich lieber mit Spaniern, als mit ihren Landsleuten, und so blieb am Ende von den Eingebohrnen nur die dürftigste Klasse übrig. Wie will man nun von den armseligen Ueberresten eines einst mächtigen Volkes, die Stufe der Kultur, den Grad der intellektuellen Ausbildung beurtheilen, den es vom zwölften bis zum sechzehnten Jahrhunderte erstiegen hatte?

Wenn man betrachtet, was die Mexikaner vor der Eroberung des Landes durch die Spanier waren, daß sie eine beynahe vollständig genaue Kenntniß von der Grösse des Jahres hatten, bey welchem sie die Intercalationen am Ende ihres grossen Cyc-

lus von 104 Jahren mit weit mehr Genauigkeit als die Griechen, Römer und Aegypter beobachteten, so ist man versucht zu glauben, diese Kenntnisse seyen keineswegs das Produkt der eigenen Geistesentwicklung der Amerikaner, sondern die Früchte ihres Verkehrs mit einem der gebildeteren Völker Asiens. Die Toultequer erschienen im 7ten, die Aztequer im 12ten Jahrhunderte in Spanien; sogleich entwarfen sie eine Karte des durchzogenen Landes, erbauten Städte, Strassen, Dämme, Kanäle und ungeheure, genau orientirte Pyramiden, deren Grundflächen bis 438 Metres lang sind. Ihr Lehnssystem, ihre Civil- und Militärhierarchie war schon so verwickelt, daß man eine lange Reihe politischer Ereignisse annehmen muß, um die Entstehung dieser mannichfaltigen Verbindungen der Autoritäten, des Adels und der Geistlichkeit, um die Möglichkeit zu erklären, daß eine so kleine Masse Menschen, die selbst nur Sklaven des mexikanischen Sultans waren, das ganze zahlreiche Volk unterjochen konnte. Das mittägliche Amerika zeigt uns theokratische Staaten, wie jenen des Zaque von Bogota und der Yncas von Peru. In Mexiko dagegen hatten sich kleine Völkerschaften, der Tyranney überdrüssig, zu Republiken gebildet. Dieß konnte nothwendig nur nach langwierigen innern Stürmen geschehen. Man kann nicht zweifeln, daß die Mexikaner eine ziemlich hohe Stufe der Kultur erreicht hatten, wenn man die Sorgfalt betrachtet,

mit der sie ihre hieroglyphischen Bücher verfaßten *), wenn man erfährt, daß ein Bewohner von Tlascala, mitten unter dem Getöse der Waffen, durch Hilfe des römischen Alphabets, das er erlernt hatte, fünf dicke Bände über die Geschichte des Landes in seiner Muttersprache niederschrieb.

So wie der Indianer jetzt ist, findet man bey ihm nicht jene Flexibilität der Empfindungen, Bewegungen und Züge, noch jene Aufgewecktheit des Geistes, welche mehrere Völker der Aequinoctial-Gegenden Afrikas auszeichnet. Die ungestümme Lebhaftigkeit des Negers von Kongo und das sichtbare Phlegma des kupferfärbigen Amerikaners bilden einen schneidenden Kontrast. Der letztere ist erst, melancholisch, stillschweigend, so lange die berauschenden Getränke nicht auf ihn gewirkt haben,

---

*) Die aztequischen Manuskripte sind auf Papier von Agave, oder auf Hirschhäuten geschrieben, oft 60 bis 70 Fuß lang, und jede Seite hat eine Oberfläche von 100 bis 150 Quadrat Zoll. Sie sind rautenförmig zusammengebogen, dünne Holzplatten an den Enden bilden den Band, und geben ihnen eine Aehnlichkeit mit unsern Büchern in Quart. Keine bekannte Nation des alten Kontinents hat einen so ausgebreiteten Gebrauch von der Bilderschrift gemacht. Mit diesen Büchern muß man andere aztequische Gemählde nicht verwechseln, welche zwar aus den nämlichen Zeichen bestehen, aber; ordentliche Tapeten von 60 Quadrat Fuß Oberfläche bilden.

und dieser Nationalcharakter zeigt sich schon auffallend bey Kindern von vier bis fünf Jahren, besonders, wenn man sie mit jenen der Europäer vergleicht. Der Mexikaner liebt das Geheimnißvolle auch bey den geringfügigsten Handlungen; die heftigsten Leidenschaften bemerkt man nicht auf seinem Gesichte, und es ist schrecklich zu sehen, wie er oft, wenn ihn die Leidenschaft überwältigt, aus seiner anscheinenden Gleichgiltigkeit plötzlich in die wüthendste Raserey übergeht.

Die Amerikaner halten, wie alle unter das Joch eines langwierigen Despotismus gebeugten Völker, mit ungemeiner Hartnäckigkeit an ihren Gewohnheiten, Sitten und Meynungen. Man könnte es für eine dieser Behauptung widersprechende Erfahrung halten, daß sie so schnell den Glauben ihrer Väter verliessen, und zur christlichen Religion übergiengen. Aber man muß bedenken, daß die Missionaren mit überlegener Klugheit einige Aehnlichkeiten in den mexikanischen Religionsgebräuchen benützten, und so das Volk, welches unter Religion nichts als den äussern Kultus versteht, leicht zum Uebertritte bewogen.

An eine langwierige Sklaverey gewohnt, ertragen die Eingebornen Mexikos geduldig die Plackereyen, denen sie noch immer von Seiten der Weissen ausgesetzt sind, und setzen ihr nichts, als unter dem Schleyer der Einfalt verstellte List entgegen. Gerne verbinden sie sich mit den Spaniern zur gemeinschaftlichen Unterdrückung ihrer Mitbrüder, und

die indianischen Dorfobrigkeiten drücken ihre Landsleute oft zweyfach schwerer, als die spanischen.

Ihre Imagination ist, so weit ich Gelegenheit hatte, dieses Volk kennen zu lernen, äusserst schwach. Sie stehen darinn den Europäern und mehreren afrikanischen Völkerschaften sehr weit nach.

An ihrer Musik und ihren Tänzen nimmt man charakteristisch allgemein einen Mangel an Lebhaftigkeit wahr; eben dieß bemerkten ich und Herr Bonpland im ganzen mittäglichen Amerika. Ihr Gesang ist klagend und melancholisch. Die indianischen Weiber zeigen mehr Lebhaftigkeit als die Männer, aber sie zeigen die Wirkungen der Dienstbarkeit, welcher das andere Geschlecht bey allen minder civilisirten Völkern unterworfen ist. Sie nehmen keinen Theil am Tanze, sondern reichen nur den Tänzern gegohrene Getränke, welche sie vorher bereitet haben.

Die Mexikaner haben besonderes Talent zur Malerey und Bildhauerey, sowohl in Holz als in Steinen. Man muß erstaunen, wenn man sie ganz artige Bilder blos mit einem schlechten Messer aus dem härtesten Holze schnitzen sieht. Ihre Arbeiten sind meistens Heiligenbilder, und sie ahmen noch immer gewissenhaft die Modelle nach, welche die Spanier zur Zeit der Eroberung ins Land brachten. Dieses mag mitunter auch eine Wirkung des unter allen indianischen Völkern herrschenden Religionsprinzips seyn, daß es nicht erlaubt sey an den hei-

ligen Bildern irgend eine Veränderung der Gestalt vorzunehmen.

Dieses Volk hat noch immer die grosse Vorliebe für Blumen beybehalten, welche schon Cortez bey seiner Ankunft im Lande beschrieb. Ein Blumenstrauß war das vorzüglichste Geschenk, welches die Abgesandten am Hofe Montezumas erhielten. Dieser Monarch und seine Vorfahrer hatten eine sehr grosse Sammlung von den seltensten Pflanzen in den Gärten von Istapalapan zusammengebracht. Auf dem grossen Markte von Mexiko ist nach jetzt jede Krämerbude mit Blumen ausgeziert, die täglich erneuert werden. Jeder indianische Kaufmann sitzt gleichsam in einer grünen Hecke. Die Früchte, welche dem Publikum zum Kauf angeboten werden, sind rings mit wohlriechenden Kräutern und Blumenguirlanden umgeben.

Dieß ist ungefähr ein Bild von den Sitten der ackerbauenden Indianer, deren Kultur sich jener der Chinesen und Japaner nähert. Von den nomadischen Stämmen, welche die Spanier unter dem allgemeinen Nahmen Indios bravos begreifen, kann ich nur wenig sagen, weil ich nur wenige Individuen derselben sah, die man als Kriegsgefangene in die Hauptstadt brachte. Die jagdtreibenden Stämme der Mecas, Ajaches, Lipans beunruhigen oft durch nächtliche Einfälle die Gränzen von Neubiscaya, Sonora und Neumexiko. Sie zeigen mehr Gewandtheit des Geistes und Stärke des Charakters als die ackerbauenden Indianer.

Einige Völkerstämme haben Sprachen, welche Spuren einer langen Kultur an sich tragen; unsere europäischen Sprachen erlernen sie sehr schwer, während sie sich in der ihrigen mit grosser Leichtigkeit und Gewandtheit ausdrücken. Eben jene indianischen Häuptlinge, deren düstres Stillschweigen den Beobachter befremdet, halten mehrere Stunden lange Reden, wenn eine wichtige Angelegenheit sie dahin bringt, ihr gewohntes Schweigen einmahl zu unterbrechen.

Noch ist es nöthig, etwas über den gesellschaftlichen Zustand der Indianer zu sagen. Die Eingebohrnen, sind entweder die Nachkommen der alten Landleute, oder die Reste einiger angesehenen indianischen Familien, welche es verschmähten, Verbindungen mit den Spaniern einzugehen, und lieber jene Felder fortan mit eigenen Händen bebauten, welche vorher ihre Vasallen für sie bebaut hatten. Aus dieser verschiedenen Abstammung ist auch die verschiedene Eintheilung der Urbewohner hervorgegangen; sie sind entweder zinsbare, oder edle Indianer. (Caciquen) Die letztern sollten nach den spanischen Gesetzen die Vorrechte des kastilianischen Adels theilen, aber in ihrer gegenwärtigen Lage ist dieß nur ein scheinbarer Vortheil. In ihrem Aeussern kann man diese beyden Klassen der Indianer schwer von einander unterscheiden. Der Adeliche kann wegen seiner einfachen Kleidung und Nahrung, wegen des Anscheines von Armuth, den er sich oft giebt, leicht mit dem zinsbaren Indi-

ner vermengt werden, doch bezeigt der letztere stäts seinem adelichen Landsmanne alle jene Hochachtung, welche in den alten Gesetzen der aztequeschen Hierarchie vorgeschrieben war. Diejenigen Familien, welche die erblichen Rechte des Cacigas go geniessen sind aber weit entfernt ihre unterthänigen Brüder zu beschützen, sie mißbrauchen vielmehr oft ihren Einfluß. Sie bekleiden die obrigkeitlichen Würden in den indianischen Dörfern, und treiben die Kopfsteuer ein. Sie gefallen sich nicht nur darinn zum Werkzeuge der Bedrückungen der Weissen zu dienen, sondern sie bedienen sich ihres Ansehens und ihrer Gewalt auch noch, um besondere Summen für sich selbst zu erpressen. Uebrigens findet man bey ihnen die nämliche Rohheit der Sitten, wie bey der mindern Klasse. Selten stößt man auf einen adelichen Mexikaner, der Staats- oder Kriegsdienste nimmt: mehrere ergreifen dafür den geistlichen Stand; insbesondere trachten sie nach Pfarreyen; auch die Nonnenklöster ziehen ihre Novizen meistens aus den jungen Indianerinnen.

Schon bey ihrer Ankunft im Lande trafen die Spanier die mindere Klasse der Einwohner in einem Zustande harter Unterdrückung. Durch die Eroberung des Landes und in der Folgezeit bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde dieser Zustand eher verschlimmert als verbessert. Erst das achtzehnte Jahrhundert und insbesondere die Regierung Carls III. gab dem von allen Seiten ge-

plagten Indianer mehrere wohlthätige Erleichterungen.

Mexiko ist das Land der Ungleichheit. Nirgends ist diese grösser in der Vertheilung der Glücksgüter, der Civilisation, der Bearbeitung des Bodens, und der Volksmenge. Das Innere dieses Königreichs enthält 4 Städte, welche eine von der andern nur eine bis zwey Tagereisen entfernt sind, aus welchen die kleinste 35,000, die grösste 130,000 Einwohner zählt. Die mittlere Bergfläche von Puebla bis Mexiko und gegen Salamanca und Zelaga ist mit Dörfern und Bauernhöfen übersäet, wie der am besten angebaute Theil der Lombardie. An der Ost- und Westseite dieses schmahlen Landstreifens hingegen breiten sich weite, unbebaute Gegenden aus, die kaum 10 bis 12 Einwohner auf einer Quadratmeile zählen. Die Hauptstadt und mehrere andere Städte haben wissenschaftliche Institute, welche mit denen in Europa wetteifern können. Die Bauart der öffentlichen und Privatgebäude, die Zierlichkeit der Hausgeräthschaften, die Equipagen, der Luxus in der Kleidung der Frauenzimmer, der gesellschaftliche Ton, alles dieses zeigt eine Stufe der Verfeinerung, gegen welche die Nacktheit, Unwissenheit und Rohheit des gemeinen Volkes grell absticht. Diese ungemeine Ungleichheit der Glücksgüter findet man übrigens nicht allein unter den Weissen, sondern auch unter den Landeseingebohrnen. Bey der unbeschreiblich grossen Armuth, in welche der grösste Theil von ihnen versunken ist, trifft man

dagegen wieder mehrere Familien, welche ein Kapital von 800,000 bis 1 Million Livres (3 bis 400,000 fl.) besitzen.

So viel auch in den letzteren Zeiten für die Verbesserung des Zustandes der Indianer geschehen ist, so sind dieß doch nur lauter Palliative, und wenn nicht eine gründliche Reform die Ursachen der Unkultur unter den Urbewohnern des Landes hebt, läßt sich nicht erwarten, allgemeine Kultur unter ihnen aufkeimen zu sehen.

Siebentes Hauptstück.

Weisse, Creolen und Spanier. — Ihre Bildung. — Ungleichheit ihrer Glücksumstände. — Negern. — Vermischung der Kasten. — Verhältniß der beyden Geschlechter gegen einander. — Lebensalter nach der Verschiedenheit der Abstammung. — Geselligkeit.

Unter den Bewohnern des Landes von reiner Abstammung würden die Weissen den zweyten Rang einnehmen, wenn man sie bloß rücksichtlich ihrer Anzahl betrachtete. Man theilt sie in gebohrne Europäer (Gachupines), oder in europäische Abkömmlinge, welche in den amerikanischen Kolonieen und

auf den asiatischen Inseln zur Welt kamen (Criolles). Die Eingebohrnen der kanarischen Inseln (Islannos) rechnen sich selbst zu den Europäern. Die spanischen Gesetze räumen allen Weissen gleiche Rechte ein, abet ihre Ausleger suchen eine Gleichheit zu vernichten, welche den Stolz der gebohrnen Europäer beleidigt, und die Regierung, welche Mißtrauen in die Creolen setzt, vergiebt die ansehnlicheren Posten ausschließlich nur an gebohrne Spanier. Seit einigen Jahren verlieh man in Madrid sogar die unbedeutendsten Aemter bey den Zoll- und Tabakgefällen. Aus dieser Zurücksetzung der Creolen fließt ihre Eifersucht und ihr beständiger Haß gegen die Europäer. Sie lassen sich nicht gerne Creolen nennen, sondern hören lieber den Nahmen Amerikaner, auf den sie sogar, seit den Ereignissen des Jahres 1789 stolz sind. Nur eine weise Verwaltung könnte die Harmonie wieder herstellen, die Leidenschaften und die aufgereitzte Rachbegierde besänftigen, und noch auf eine längere Zeit die Einigkeit erhalten.

Die Anzahl aller Weissen beläuft sich in ganz Neuspanien auf 1,200,000 Menschen, von denen beynahe der vierte Theil die inneren Provinzen bewohnt. In der Provinz Neubiskaya und der Intendentur von Durango rühmen sich alle Einwohner von rein europäischer Abkunft zu seyn.

Die spanischen Gesetze verbieten jedem Europäer, der nicht in der Halbinsel gebohren ist, den Eintritt in die amerikanischen Besitzungen, daher

sind auch die Nahmen Spanier und Europäer in Mexiko und Peru gleichbedeutend geworden. In den entferntern Provinzen wähnt man auch Spanien noch immer auf jener Stufe der Macht in Europa, die es im sechzehnten Jahrhundert behauptete, und man hält einen Europäer, der nicht spanisch kann, für einen Abkömmling des Pöbels. Umgekehrt ist es in den Hauptstädten: die Bewohner derselben, mit den neuern Produkten der englischen und französischen Literatur bekannt, ziehen die Fremdlinge aus andern europäischen Ländern den Spaniern vor, und glauben, daß die wissenschaftliche Bildung in den spanischen Kolonieen weit schnellere Fortschritte mache, als in dem Mutterlande.

Keine Stadt des neuen Kontinents, selbst die nordamerikanischen Freystaaten nicht ausgenommen, hat so ansehnliche und gutgegründete wissenschaftliche Anstalten als Mexiko. Es ist genug, hier die Bergwerksschule, welche unter der Leitung des weisen Elhuyar steht, den botanischen Garten und die Akademie der Mahlerey und Bildhauerey zu nennen. Die Letztere führt den Titel: Academia de los nobles artes de Mexico und dankt ihre Entstehung dem Patriotismus mehrerer reichen Privaten und der Unterstützung des Grafen von Galvez; ihre Einkünfte belaufen sich auf 125,000 Franken (47,916 fl.) Ihr wohlthätiger Einfluß auf den Geschmack der Nation wird bereits allenthalben sichtbar.

Das Studium der Botanik und der neueren Chemie ist ebenfalls in Mexiko sehr ausgebreitet; man erstaunt, an den Gränzen von Kalifornien junge Mexikaner eifrig über die Zersetzung des Wassers disputiren zu hören. In eben so grossem Ansehen sind die mathematischen Wissenschaften, welche besonders an der Bergwerksschule mit warmen Eifer getrieben werden. Die Nahmen der Mexikaner Velasquez, Gama und Alzate verdienen neben den berühmtesten Mathematikern genannt zu werden.

So wie die Kaste der Weissen beynahe ausschliessend in dem Besitze der wissenschaftlichen Ausbildung ist, so findet man auch nur bey ihr die ungeheuren Reichthümer des Landes; unglücklicherweise ist aber dieser Reichthum viel zu ungleich vertheilt. Die Familie der Grafen von Valenciana z. B. besitzt über 25 Millionen Franken (beynahe 10 Millionen fl.) an liegenden Gütern und hat ein jährliches Einkommen von 2,200,000 Franken (gegen 835,000 fl.) Solcher Familien giebt es mehrere, und ihr grosser Reichthum schreibt sich von dem Ertrage der Bergwerke her, der oft bis ins Unglaubliche geht. Ein einziger Gang, den die Familie Fagoaga in dem Distrikt von Sambrerete besitzt, brachte in 5 bis 6 Monathen nach Abzug aller Unkosten einen reinen Gewinn von 20 Millionen Franken (gegen 7,670,000 fl.) Die Bergwerke sind allerdings die Hauptquellen des Reichthums der mexikanischen Familien, doch giebt es manche Familien, die ihn mehr aus der Fruchtbarkeit des Bo-

dens ihrer ausgedehnten Ländereyen schöpfen. Unter die Letzteren gehören auch die reichen und angesehenen Abkömmlinge des Eroberers Cortez, die Marquis de la Valle.

Auch unter der Geistlichkeit, die bey weitem nicht so zahlreich ist, als man in Europa glaubt, indem sie mit allen ihren Angehörigen nur ungefähr 13,000 Köpfe zählt, *) ist die Vertheilung der Glücksgüter eben so ungleich. Während einige Individuen derselben mehr als fürstliche Einkünfte haben, schmachten andere in der bittersten Armuth. Die liegenden Güter der mexikanischen Geistlichkeit belaufen sich kaum auf 12 bis 15 Millionen Franken (5 bis 6 Millionen fl.) aber an hypothezirten Kapitalen besitzen sie über 44½ Millionen Piaster (gegen 90 Millionen fl.) Der Erzbischof von Mexiko hat 130,000 Piaster (über 260,000 fl.) Einkünfte.

Neuspanien ist von allen Kolonieen der Europäer in der heissen Zone jene, wo man am wenigsten Neger antrifft. In der Hauptstadt selbst findet man kein schwarzes Gesicht, der Dienst keines Hauses wird daselbst durch Sklaven besorgt. Im ganzen Lande findet man kaum 6000 Neger und höchstens

*) In dem Mutterlande, Spanien, beläuft sich die Zahl der Franziskaner allein auf 15,000. Man zählt dort mehr als 228,000 Geistliche.

stens 9 bis 10,000 Sklaven, wovon sich der größte Theil in den Häfen von Acapulco und Veracruz, oder den heissen Gegenden längs der Küste (terras calientes) befindet.

Nach den Gesetzen giebt es in den spanischen Kolonieen keine Indianer im Sklavenstande. Doch geben, aus einem sonderbaren Mißbrauch, zwey ganz verschiedene Arten des Kriegs Gelegenheit zu einem Zustande der Indianer, der sehr nahe an Sklaverey gränzt. Die Missionarien des mittäglichen Amerika machen nähmlich von Zeit zu Zeit nächtliche Einfälle in die Länder, welche von friedfertigen Stämmen wilder Indianer bewohnt werden. Bey diesen Einfällen bemächtigen sie sich so vieler Menschen als sie können, vorzüglich der Kinder, Weiber und Greise. Man trennt ohne Erbarmen die Mütter von ihren Kindern, um ihnen die Flucht unmöglich zu machen. Der Missionär, welcher die Unternehmung angeführt hat, vertheilt die jungen Leute unter jene Indianer seiner Mission, welche das meiste zum glücklichen Erfolg beygetragen haben; diese führen den Nahmen P o i t o s und werden bis zum Alter der Mannbarkeit in einem sklavenähnlichen Zustande gehalten. In Mexiko werden die Gefangenen, die man in dem beständigen Kriege an den Gränzen der innern Provinzen macht, und die meistens zur Nation der Mechos oder Apaches gehören, nach Mexiko abgeführt und dort in den Kerkern des Zuchthauses eingesperrt. Man bringt sie meistens nach Vera Cruz oder der Insel

Cuba, wo sie bald zu Grunde gehen, wie alle Indianer, welche von den höhern Bergflächen in niedrigere Gegenden versetzt werden.

Das Schicksal der Neger und der Sklaven überhaupt ist in Mexiko leichter, als anderswo; das Gouvernement ist selbst bemüht, die Zahl der Freygelassenen so viel möglich zu vermehren. Hat sich der Sklave ein kleines Vermögen erworben, so kann er sich leicht loskaufen; mißhandelt ihn seine Herrschaft zu stark, so erhält er ebenfalls die Freyheit.

Es ist hier noch nöthig, einige Worte von den Kasten zu sagen, nähmlich von jenen Einwohnern, die aus der Vermischung der reinen Racen entstanden sind. Ihre Anzahl beläuft sich in Mexiko auf 2,400,000. Man hat eine Menge Benennungen, um die feinsten Abstufungen ihrer Hautfarbe zu bezeichnen; es ist nicht ohne Nutzen, diese Benennungen zu kennen, die von manchen Reisebeschreibern mannichfaltig verwirrt worden sind.

Der Abstämmling eines weissen und einer kupferfärbigen Eingebohrnen wird Metis oder Mestizo genannt. Die Farbe der Mestizen ist beynahe weiß, die Haut sehr durchscheinend; der wenige Bart, die kleinen Hände und Füsse und eine gewisse schiefe Lage der Augen sind meistens die Kennzeichen der indianischen Abstammung. Verehligt sich ein Mestize mit einem Weissen, so kann man ihre Abkömmlinge fast gar nicht von den Europäern unterscheiden. Die Mestizen machen beynahe sieben Achtthei-

le der Kasten aus. Sie haben meistens einen sanftern Charakter, als die Mulatten, Abkömmlinge der Weissen und Negerinnen, welche sich durch die Heftigkeit ihrer Leidenschaften, und eine grosse Gewandtheit ihrer Zunge auszeichnen. Die Kinder der Negern und Indianerinnen nennt man Chinos, Zambos. Von den gewöhnlichen Zambos unterscheidet man noch die Zambos prietos, von einem Neger mit einer Zamba erzeugt. Von einem Weissen und einer Mulattin wird ein Quarteron erzeugt; das Kind eines Weissen und einer Quarterone heißt ein Quinteron. Verheirathen sich diese Letztern mit Weissen, so werden auch ihre Kinder ganz weiß. Die Indianer unterscheiden die verschiedenen Racen durch den Geruch ihrer Ausdünstung.

Gewöhnlich findet man unter den Bewohnern eines Landes mehr Weiber als Männer, in Neuspanien ist dieß der umgekehrte Fall. Die Zahl der letzteren verhält sich zu jener der erstern wie 100 zu 95.

Die Verhältnisse der Gebohrnen und Gestorbenen lassen sich nicht mit Sicherheit angeben. Das Klima ist im Ganzen für ein langes Lebensalter geeignet; die besser genährten, in einem glücklicheren Zustande lebenden Racen scheinen auch in der Dauer ihres Lebens einen Vorzug zu genieſſen.

Wenn ein Europäer, der alles genossen hat, was das gesellschaftliche Leben eines in der Civilisation weit vorgerückten Landes Angenehmes darbie-

tet, sich in die entfernten Gegenden der neuen Welt begiebt, so wird er bey jedem Schritte über den Einfluß seufzen, den die Kolonialregierung seit Jahrhunderten auf die Sitten der Einwohner gezeigt hat. Ich will dadurch nicht den moralischen Charakter der Bewohner von Mexiko und Peru anklagen, ich bin vielmehr geneigt zu glauben, was schon mehrere Reisende vor mir bemerkt haben, daß die Amerikaner von der Natur mit einer gewissen Sanftheit und Annehmlichkeit der Sitten begabt sind, die oft nahe an Weichlichkeit gränzt, während die Energie mancher europäischen Nationen oft in Härte ausartet. Der Mangel an Geselligkeit, welcher in den spanischen Besitzungen allgemein ist, der wechselseitige Haß der Kasten, der das Leben des Kolonisten verbittert, verdanken ihren Ursprung vielmehr den politischen Grundsätzen, nach welchen diese Länder seit dem sechzehnten Jahrhundert regiert worden sind. Ein über das wahre Interesse der Menschheit aufgeklärtes Gouvernement kann Aufklärung und Unterricht verbreiten; es wird den Zustand der Kolonisten verbessern, indem es nach und nach die monströse Ungleichheit der Rechte und Glücksgüter verschwinden macht; aber ungeheure Hindernisse wird es zu überwinden haben, wenn es die Einwohner gesellschaftlich machen, und sie bewegen will, sich wechselseitig als Bürger eines Staates anzusehen.

XXVI.

Schilderung der Beduinen Araber.

Das Magazin über Asien von Bergk, Hänsel und Baumgärtner ist bestimmt, diesen in so vielen Hinsichten merkwürdigen Welttheil in Deutschland näher bekannt zu machen. Bey dem beträchtlich hohen Preise dieses Journals und den vielen nicht genug unterrichtenden und unterhaltenden, oft auch zu rhapsodischen Aufsätzen, die es enthält, glauben wir bey unsern Lesern Dank zu verdienen, wenn wir sie nach und nach mit dem Interessantesten aus demselben bekannt machen, dem, wo es nöthig ist, Zusätze und Berichtigungen aus ältern und neuern Reisebeschreibungen und andern auf diesen Welttheil Bezug nehmenden Werken, beygefügt werden sollen.

Zwey Klassen von Arabern bewohnen Syrien und die Wüsten Asiens; die Fellahs leben in Dörfern als Bebauer des Ackers, unstät führen die Beduinen oder Wüstenbewohner ein nomadisches Leben in der grossen Wüste zwischen Syrien,

Persien und Arabien. Seit mehreren tausend Jahren haben sie sich noch wenig geändert, noch sind ihre Sitten und Gebräuche, ihre Redart und ihr Charakter so, wie sie sie uns die Bibel schildert: nie vermischen sie sich mit den Bewohnern der Städte und Dörfer, die sie als Weichlinge verachten, darum rühmen sie sich auch unter allen Stämmen des reinsten arabischen Blutes.

Die Natur des Bodens, der fast durchgehends jedem Anbau widerstrebt, zwingt sie, Nomaden zu seyn. So weit das Auge reicht, bietet die Wüste dem erstaunten Blicke des beängstigten Wanderers nichts als unermeßliche Ebnen ohne Häuser, Bäume, Bäche und Berge, unter einem fast immer glühenden und wolkenfreyen Himmel dar; nur zuweilen bemerkt man kleine Hügel, oder einzelne Felsen und Klippen, aber, gleichwie auf dem übrigen Lande, ruht auch auf diesen der Fluch der Unfruchtbarkeit. Von ihrem grünen Kleide entblößt, zeigt die dürre Erde nur selten einzelne holzige Pflanzen und verkrüppelte Sträuche, allenthalben herrscht tiefe Stille, nur zuweilen durch das Geräusch eines Thiers unterbrochen, das über die unfruchtbare Fläche wegeilt. Diesen Anblick bietet im Ganzen das 600 Stunden lange und halb so breite Land dar, welches sich von Haleb bis an den arabischen, und von Aegypten bis an den persischen Meerbusen erstreckt. Einzelne Strecken sind indessen doch von der Natur minder stiefmütterlich bedacht, und diese Verschiedenheit ändert auch die Lebensart der man-

cherley Beduinenstämme. In den unfruchtbaren, pflanzenarmen Gegenden, in der Wüste von Suez am rothen Meere, und im Innern der grossen Wüste Najd, sind die schwachen Stämme weit voneinander entfernt. Wie sich die Produkte des Bodens vervielfältigen, nähern sich auch die Stämme einander mehr; in den Gegenden, welche die Mühe des Ackerbaues lohnen, bey Haleb, Gaza und in Hauran giebt es viele Läger in sehr geringer Entfernung von einander.

Die Beduinen der erstern Stämme widmen sich blos dem Hirtenleben; die Milch ihrer Heerden, einige Datteln, frisches oder gedörrtes Fleisch, welches letztere sie zu Mehl zerreiben, machen ihre Nahrung aus. Die Bewohner fruchtbarerer Gegenden beschäftigen sich dagegen auch mit dem Feldbau, und das selbst erzeugte Getreide, auch wohl Reiß dient dazu, die Gerichte ihres Tisches zu vervielfältigen.

Der Beduine ist klein, mager, von der Sonne verbrannt, und zwar in desto stärkerem Grade, je tiefer er in der Wüste lebt. Ihre ausserordentlich mässige Lebensart, verbunden mit dem Klima, ist die Ursache dieser körperlichen Beschaffenheit. Sechs bis sieben Datteln in zerlassene Butter getaucht, ein wenig frische oder geronnene Milch, sind hinreichend, einen ausgewachsenen Mann den ganzen Tag hindurch zu nähren. Kann er dazu noch einige Hände voll groben Mehles, oder etwas Reis fügen, so hat er einen Festtag erlebt. Fleisch

kömmt nur an hohen Feyertagen auf den Tisch der Beduinen; bey Hochzeiten und Begräbnissen schlachten sie zuweilen eine Ziege. Nur reiche und vornehme Scheiks lassen manchmahl ein junges Kameel schlachten und essen gekochten Reis mit Fleisch; die ärmere Klasse begnügt sich häufig mit gerösteten Ratten, Eidechsen, Schlangen und Heuschrecken.

Sie sind beynahe durchgehends gesund und nur wenigen Krankheiten ausgesetzt, aber mehr leicht und hurtig, als stark und kräftig. Obschon sie Nomaden sind, so haben doch ihre Stämme das Land unter sich getheilt, nur daß der einem jeden angewiesene Erdstrich, der den Heerden das ganze Jahr hindurch Nahrung geben muß, weit grösser ist, als bey ackerbautreibenden Nationen. Der Stamm theilt sich, nach Maaßgabe seiner Stärke, in mehrere Lager, die ihren eigenthümlichen Bezirk nach und nach durchziehen, und einen Platz um den andern verlassen, so wie sie ihn mit ihren Heerden abgeweidet haben. Die ganze Strecke ist meistens zum Unterhalt des Stammes unbedingt nöthig, darum wird jeder Fremde, der seinen Bezirk überschreitet, für einen Beleidiger des Eigenthumsrechtes angesehen, und trift ein Stamm einen andern, oder mehrere Mitglieder desselben auf seinem Bezirke an, so entsteht daraus ein Krieg, der nach den grössern oder geringern Verbindungen der feindseligen Stämme mit ihren Landsleuten auch mehr oder minder allgemein wird.

Sobald eine solche Verletzung des Eigenthumsrechtes bey einem Stamme bekannt wird, setzt sich alles zu Pferde und sucht den Feind auf. Treffen sie aufeinander, so wird gemeiniglich erst noch der Weg des Vergleiches versucht; nützt dieser nichts, so schreitet man zu den Waffen. Haufenweise oder wohl auch nur Mann für Mann greifen sich dann die feindseligen Horden an; mit gebücktem Leibe und gesenkter Lanze reitet jeder Einzelne auf seinen Feind los; weicht ihm dieser aus, so wirft er auch wohl die Lanze, trotz ihrer ungemeinen Länge, mit Gewalt nach ihm. Selten ist der Sieg lange zweifelhaft, meistens ist schon der erste Anfall entscheidend, und dann fliehen die Ueberwundenen mit verhängtem Zügel über die kahle Wüste hin, und suchen bey ihren Bundesgenossen einen Zufluchtsort. Mit dem ersten Vortheile begnügt sich auch gewöhnlich der siegende Stamm, dehnt nur seinen Bezirk etwas weiter aus, und läßt die Flüchtigen ungehindert in den Rest ihres Eigenthumes zurückkehren. Aber wenn auch die Fehden ganzer Stämme ziemlich schnell geendigt sind, so wird doch der Tod derjenigen, die im Kampf bleiben, meistens die Ursache wechselseitigen Hasses und unaufhörlicher Zwistigkeiten zwischen einzelnen Familien. Das Recht der Wiedervergeltung, die Sitte, den Tod des Ermordeten mit dem Blute seines Mörders zu rächen, ist schon seit den ältesten Zeiten bey den Arabern allgemein; es ist die Pflicht des nächsten Anverwandten des Getödteten, die Blutrache zu

üben, welche sie Tar nennen; würde er sie nicht erfüllen, wenn es in seiner Macht steht, so wäre die ewige Verachtung aller seiner Mitbrüder sein Lohn. Er lauert daher unermüdet auf jede Gelegenheit, seinen Plan auszuführen, und kömmt sein Feind durch einen andern Zufall um, so hält er dieß für keine Genugthuung, sondern seine Rache verfolgt den nächsten Anverwandten. Vom Vater auf den Sohn erbt dieser Haß fort, und ihre wechselseitige Verfolgung hört nur dann auf, wenn eine der beyden Familien ausstirbt, oder die Streitenden sich vergleichen, den Schuldigen ausliefern, oder die Blutschuld für einen gewissen Preis an Vieh und Geld abkaufen. Durch die Länge der Zeit vermehren sich dergleichen Privatfeindschaften zwischen den Familien einzelner Stämme, und sie sind in einem beständigen kleinen Kriege mit einander. Dadurch und durch ihre Lebensart überhaupt werden die Beduinen nothwendig zu einem kriegerischen Volke gemacht, und stäts in dieser Stimmung erhalten.

Ihre Läger haben die Gestalt eines unregelmässigen Zirkels, der aus einer einzigen Linie ziemlich weit von einander abstehender Zelten besteht. Diese sind aus einem schwarzen oder braunen Zeuge von Ziegen oder Kameelharen. Jedes Zelt wird von einer einzigen Familie bewohnt, ein Vorhang theilt es in zwey Hälften, wovon die eine ausschliessungsweise für das Frauenzimmer bestimmt ist. Im Innern des Zirkels werden des Nachts die

Heerden verwahrt. Verschanzungen kennen sie nicht; statt Patrouillen und Feldwachen dienen ihnen ihre Hunde; die Pferde bleiben stäts gesattelt, damit sie im Nothfalle gleich aufsitzen und der Gefahr begegnen können.

Die Stämme bestehen aus einer oder mehreren Familien, deren Oberhäupter Scheiks genannt werden; einer von diesen ist der Oberbefehlshaber aller übrigen, und nimmt aus diesem Grunde auch zuweilen den Titel: Emir (Fürst) an. Die Macht eines solchen Oberhauptes richtet sich nach der Zahl seiner Verwandten, Kinder und Bundesgenossen; mit diesen verbindet er dann noch eine beträchtliche Anzahl Bediente, für deren Bedürfnisse er sorgt, und sich dadurch ihrer Anhänglichkeit versichert. Andere kleine Familien, welche nicht stark genug sind, sich unabhängig zu halten, schliessen sich an ein solches Oberhaupt an, und diese ganze Versammlung heißt dann ein Stamm (Kabile), und wird nach dem Nahmen des Oberhauptes oder der herrschenden Familie benannt. Spricht man von einzelnen Personen eines Stammes, so nennt man sie Kinder seines Oberanführers, wenn sie gleich nicht im Geringsten mit demselben verwandt sind.

Die Regierungsform dieser Gesellschaften ist ein Gemische von Demokratie, Aristokratie und Despotismus. Das Volk hat auf alle Geschäfte sehr grossen Einfluß, und es geschieht nichts Wesentliches ohne Einwilligung der Stimmenmehrheit;

doch genieſſen die Familien der Scheik's einiger beſondern Auszeichnungen, und die Gewalt des Oberſcheiks iſt ſo unumſchränkt, daß ein Mann von Kopf und Energie ſie leicht bis zum Mißbrauche treiben kann; aber der Charakter der Araber, und ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe beſchränken dieſen Mißbrauch ſehr. Würde z. B. ein Oberſcheik einen Araber ermorden, ſo würde es ihm faſt unmöglich ſeyn, der Strafe zu entgehen; er muß ſich der Wiedervergeltung unterwerfen, und wenn er das Blut nicht bezahlt, ſo wird er wo möglich wieder ermordet. Bedrückt er ſeine Untergebenen, ſo verlaſſen ſie ihn und gehen zu einem andern Stamme über; ja ſogar ſeine eignen Anverwandten machen ſich ſeine Fehler zu Nutzen, und ſetzen ihn ab, um ſich auf ſeinen Platz empor zu ſchwingen.

Der Oberſcheik hat für den ganzen Stamm die Verpflichtung auf ſich, Gäſte frey zu bewirthen, die Beſuche der Bundesgenoſſen und aller derjenigen anzunehmen, welche Geſchäfte bey ſeinem Stamme zu verrichten haben. Neben ſeinem Zelte wird ein gröſſeres aufgeſchlagen, welches den Fremden und Vorbeyreiſenden zur Herberge dient. In demſelben halten auch die Scheiks und Vornehmen ihre häufigen Verſammlungen, um ſich über Stilleliegen, Aufbrechen, Krieg, Frieden, oder andere allgemein wichtige Angelegenheiten zu berathſchlagen; auch die Prozeſſe und Klagen einzelner Privatperſonen werden hier entſchieden. Allen denen, welche der Verſammlung beywohnen, muß der Oberſcheik Kaffee,

in Asche gebackenes Brod, Reis, zuweilen auch eine gebratene Ziege oder ein junges Kameel vorsetzen. Von seiner Freygebigkeit allein hängt seine Macht und sein Ansehen ab; denn vor allen übrigen gesellschaftlichen Tugenden giebt der ausgehungerte Araber der Gastfreyheit bey weitem den Vorzug. Seine Heerden, bisweilen einige Saatfelder, zufällige Plünderungen und die unbeträchtlichen Einkünfte des Geleites müssen ihm Mittel zu diesem Aufwande darbieten.

Die Lebensart der Oberscheiks ist eben so einfach, wie jene der übrigen Beduinen. Der auch über 500 Pferde kommandirt, sattelt, zäumt und füttert dennoch das seine mit eigener Hand; im Zelte bereitet seine Frau den Kaffee, knetet den Teig und kocht das Fleisch; das Leinenzeug wird von seinen Töchtern und Muhmen gewaschen, die mit dem Kruge auf dem Kopfe und dem Schleyer vor dem Gesichte, gleich den gemeinen Araberinnen zum Quell gehen, um dort Wasser zu schöpfen.

Noch einfacher und ärmlicher lebt der gemeine Beduine. Die ganze Habe einer Familie besteht ungefähr in Folgendem: einige Kameele, Ziegen und Hühner, ein Mutterpferd mit Sattel und Zeug, ein Zelt, eine 16 Fuß lange Lanze, ein krummer Säbel, eine verrostete Flinte, ein kupferner Wassereimer, eine kleine Pfanne, um den Kaffee zu rösten, eine Matte, einige Kleidungsstücke, ein Mantel von schwarzer Wolle, endlich einige gläserne und silberne Ringe, welche die Frau um die Arme

und Beine trägt. Das schätzbarste unter allen seinen Gütern ist ihm das Mutterpferd, mit diesem zieht er gegen die feindlichen Anfälle zu Felde, oder plündert auf den Feldern und Heerstrassen. Man zieht Mutterpferde den Hengsten vor, weil sie nicht wiehern, weit gelehriger und sanfter sind, auch im Nothfalle den Hunger und Durst des Reiters durch ihre Milch lindern können.

So beschränkt, wie die Bedürfnisse der Beduinen, sind auch ihre Kenntnisse und ihre Betriebsamkeit. Ihre Künste beschränken sich auf das Weben grober Zeuge, das Flechten von Matten, die Erzeugung des Butters; ihr Handel besteht in dem Tausche von Kameelen, Ziegen, Hengsten und Milch gegen Waffen, Kleider, Reis, Korn und Geld, welches sie vergraben. Die Wissenschaften kennen sie nicht, von Geometrie, Astronomie und Arzneykunst findet man bey ihnen keine Spur, man sieht kein Buch, selbst die Scheiks können nur selten lesen. Mährchen und Geschichten im Geschmack der Tausend und eine Nacht sind eine ihrer vorzüglichsten Vergnügungen. Abends setzen sie sich beym Eingange des Zeltes auf die Erde, oder, wenn es kalt ist, in das Zelt um ein Feuer von Mist, und bilden mit untergeschlagenen Beinen und der Pfeife im Munde einen Kreis. Anfänglich herrscht allgemeine Stille, die ganze Versammlung scheint in Träumereyen versunken; plötzlich fängt einer aus ihnen an, die Abentheuer eines jungen Scheiks und einer jungen Beduine zu erzählen, die er vom

Anfang bis zu Ende seinen Zuhörern mittheilt. Er erzählt, wie Anfangs der Jüngling nur selten und verstohlnerweise Gelegenheit fand, seine Geliebte zu sehen, wie er nach und nach sterblich in sie verliebt wurde, er mahlt ihre Schönheit Zug für Zug, ihre schwarzen Augen, groß und sanft, wie die Augen einer Gazelle, ihre wie zwey Bogen von Ebenholz gewölbten Augenbraunen, ihren Wuchs schlank und gerade, gleich einer Lanze, ihren melancholischen und leidenschaftlichen Blick; er schildert sie, wie sie leicht, gleich einem jungen Füllen, einher tritt, wie ihre Augenlieder schön mit Kosel geschwärzt, wie ihre Lippen blau und ihre Nägel goldfärbig mit Henne geschmückt sind, wie ihr Busen, zwey Granatäpfeln gleich, sich wogend hebt, wie ihre Worte süsser als Honig vom Munde fliessen. Er erzählt die Leiden des jungen Liebhabers, der sich vom Sehnen und von heisser Liebe so abzehrte, daß sein Körper keinen Schatten mehr von sich warf. Den Beschluß macht er damit, daß er nach vielen Hindernissen die beyden Liebenden vereinigt. Die Beduinen haben auch Liebeslieder, in denen weit mehr Natur und Gefühl herrscht, als in jenen der Türken und Städtebewohner.

Im Ganzen genommen sind die Beduinen gesetzt, ernsthaft und bedächtlich. Haben sie einmahl die mannbaren Jahre erreicht, und läßt die Länge ihres Barts sie nicht mehr für junge Leute ansehen, so werden sie so ernsthaft, daß nichts mehr sie zum Lachen bewegen kann. Sie halten es für ein Zei-

chen eines schwachen und verschrobenen Kopfes, über jede Kleinigkeit zu lachen, und sagen, das gefällige, muntere, lächelnde Wesen stehe bloß den Weibern gut. Sie sprechen wenig und nie ohne Noth, hören aber einander ruhig an, ohne dem Redenden voreilig ins Wort zu fallen. Dem Plaudern der Weiber, Kinder und Schwätzer leihen sie geduldig ihr Ohr, ohne sie zu unterbrechen, oder ihnen zu antworten, wenn es auch vom Morgen bis zum Abend dauern sollte; aber Leuten, die verständig und richtig urtheilen, und in einem sanften, sich gleichbleibendem Tone reden, hören sie mit sichtlichem Vergnügen zu.

Sie bekennen sich zur mohamedanischen Religion, beobachten aber die Vorschriften des Korans sehr nachlässig. Reisende, welche sie in ihren Wüsten antreffen, behandeln sie als Feinde, plündern sie und nehmen ihnen alles ab, was sie bey sich haben. Hat man aber Salz und Brod mit ihnen gegessen, und dadurch Gastfreundschaft geschlossen, deren Rechte ihnen heilig sind, so hat man nichts von ihnen zu besorgen, und kann mit Sicherheit auf ihre Freundschaft und ihren Beystand rechnen.

Die Männer kleiden sich in einen Kaftan, über den sie einen Mantel werfen, und hüllen den Kopf in einen Turban. An den weiten Beinkleidern, deren Farbe allezeit roth ist, sind zugleich die Strümpfe befestigt und über diese werden eine Art Pantoffel von gelbem Saffian angezogen. Die Kleidung der Weiber ist sehr einfach. Sie tragen um

den

den Leib eine Art offenen Hemdes, das an den Hüften durch einen Gürtel fest gehalten wird, grosse Schnuren von Korallen um den Hals, einen Schleyer auf dem Kopfe, grosse Ringe in den Ohren und um die Arme und kleine saffianene Stiefel. Die Kinder gehen meistens ganz nackt und haben nur den Kopf verhüllt.

XXVII.

Der Berg Montserrat und das Kloster auf demselben.

Bey der allgemeinen Aufmerksamkeit, welche Spanien durch die Ereignisse der neuesten Zeit auf sich zieht, ist die mahlerische und historische Reise in Spanien von Alexander de Laborde und einer Gesellschaft Gelehrter und Künstler zu Madrid für die ganze literarische Welt eine höchst interessante Erscheinung. Allein sowohl das Original, als die geschmackvoll gezierte deutsche Uebersetzung, welche Fleischer der Jüngere in Leipzig in Gestalt eines Taschenbuches herauszugeben angefangen hat, sind des hohen Preises wegen nur für Wenige ein Gegenstand des Ankaufes, während doch so Viele neuere und bestimmtere Nachrichten und Ansichten von einem Lande zu erhalten wünschen, das in mancher Hinsicht besonders im gegenwärtigen Augenblicke näher gekannt zu werden verdient. Wir werden uns bemühen, das Anziehendste aus diesem Werke nach und nach zur Kenntniß unserer Leser zu bringen.

Der Montserrat in der spanischen Provinz Catalonien, ist einer der ausserordentlichsten Berge, der einen höchst romantischen Anblick gewährt, aber

seiner sonderbaren Gestalt wegen auch sehr schwer zu beschreiben ist. Man stelle sich eine Menge grosser cylindrischer und zuckerhutförmiger Spitzen vor, die verschiedenen Arten von Pyramiden ähnlich auf einer Felsenschichte stehen, welche ganz isolirt beynahe 3000 Fuß hoch über die unter ihr befindliche Ebene hervorragt, so hat man ein Bild dieser merkwürdigen Naturerscheinung. Seiner sonderbaren Gestalt wegen, hat dieser Berg auch den Nahmen Montserrat (durchschnittener Berg) erhalten. Die Felsen, aus denen er besteht, sind runde Kalksteine von verschiedenen Farben, weisser rothgeäderter Quarz, Sandsteine, die durch Kalkerde und etwas Sand mit einander verbunden sind, und eine Masse bilden, welche bey den Naturforschern unter dem Nahmen Puddingstein bekannt ist. Der Kitt, der diese Steine verbindet, hat sich an mehreren Orten aufgelöst, und das Wasser hat Klüfte und Höhlungen gebildet, von denen die größte Santa Maria genannt, den Berg in zwey Haupttheile theilt; der südliche von diesen gehört zum Bisthum Barcelona, der nördliche aber zum Bisthum Vico. Auf den zerstreuten Ueberresten von vegetabilischer Erde, welche das Wasser nicht mit fortgeschwemmt hat, und die eine ausserordentliche Produktionskraft besitzen, trifft man in den Zwischenräumen der Felsen, Bäume und Pflanzen von dem schönsten Grün an, deren Vegetation bey dem gänzlichen Mangel an Quellen etwas Ausserordentliches ist. Das Innere dieses merkwürdigen Berges

ist eben so sonderbar, als sein Aeusseres, er ist mit langen, grossen, unterirdischen Gängen nach allen Richtungen durchschnitten und enthält sehr schöne Grotten von Tropfstein.

Kömmt man von Martorel heraus, so erblickt man den Montserrat, der in der Ferne das Ansehen hat, als ob sich oben auf demselben eine Menge unförmliche und zerstörte Gebäude befänden: er läuft weit auf der Ebene hin, und hängt rechts und links mit unfruchtbaren Hügeln zusammen. Die Spitzen seiner Gipfel bilden Risse, welche nichts grosses oder schönes haben, seine Seiten bestehen bloß aus nackten Felsen, welche nur streifenweise eine spärliche Vegetation zeigen. Wenn man nach Colbato kommt, so zeigen sich zwey Wege, auf denen man nach dem Kloster hinaufgeht: der eine dient zum Fahrwege, der gut und trefflich unterhalten ist, der andere ist viel kürzer, aber man kann ihn bloß zu Pferde machen, doch gewährt er weit mannichfaltigere und mahlerischere Ansichten, als der erstere. Er läuft um den Berg zwischen Felsen hinauf, die nach und nach ein freundlicheres Ansehen gewinnen denn der Montserrat hat die Eigenheit, daß er desto reicher und fruchtbarer wird, je weiter man hinauf kömmt.

Wenn man so die Seiten des Berges hinanklimmt, so sieht man zu seinen Füssen die umliegenden Ebenen sich ausbreiten; man erblickt da regelmässige Anlagen von Oehlbäumen, die grosse geschobene Vierecke bilden, und die durch den grauen

Anstrich ihrer Blätter mit dem Smaragdgrün der Fichten einen angenehmen Kontrast machen, welche auf den Hügeln ihre schlanken Gipfel himmelan strecken; dieses Bild wird durch den Fluß Llobregat belebt, der sich in mannichfaltigen Krümmungen durch die schöne Ebene schlängelt und in der Ferne ins Meer verliert, das, gleich einer bläulichen Linie, den Horizont begränzt.

Je weiter man hinaufkömmt, desto angenehmer wird man von den sonderbaren Formen dieser Felsenmassen und der Vegetation überrascht; am Rande des Weges bedecken wohlriechende Kräuter und Blumen den Boden, allenthalben wölben sich über dem Kopfe des Wanderers angenehme Alleen, zwischen denen man hie und da tiefe Abgründe und schroffe Felsenpyramiden sieht.

Ist man ungefähr die Hälfte des Berges hinaufgekommen, so wendet sich der Weg, und indem man die Ebene aus dem Gesichte verliert, befindet man sich in der Richtung des Klosters, welches man bald im Hintergrunde einer der größten Vertiefungen des Berges wahrnimmt. Man kann unmöglich weiter gehen, so sehr ist man über das schöne Gemälde erstaunt, das sich hier dem Auge darbietet. Das an die hohe Felsenmauer angelehnte Kloster, seine einfache Bauart, sein gothischer Glockenthurm, der steile Weg, der über Abgründe sich schlängelnd dahin führt, der enge Cirkus des Berges, der steil über das Gebäude empor steigt, und kaum die Massen tragen zu können scheint, welche dasselbe zu zertrüm-

mern drohen, die reichen grünen Streifen, die sich allenthalben zeigen, die grossen und mannichfaltigen Kegelgestalten, welche es bekränzen, und die in einer erstaunlichen Höhe auf ihren länglichen Röhren die zerbrechlichen Gebäude mehrerer Einsiedeleyen tragen, das Magische der Farbenmischung in dem Ganzen, der Glockenklang, der sich mit den Tönen der musikalischen Instrumente und der jugendlichen Stimmen vermengt, welche sich im Singen von Hymnen üben, alle diese Gegenstände überraschen zugleich, und erregen in dem Gemüthe des Wanderers Erstaunen, Ehrfurcht und Bewunderung.

Der Montserrat ist gewöhnlich von Wolken umringt, die seine Spitze einhüllen, oder sich auf seine Grundlagen herabsenken. Auf diese Art einzeln mitten auf einer Ebene hingestellt, scheint er ein natürlicher Tempel der Gottheit zu seyn; auch wird er bloß von Benediktinermönchen und Einsiedlern bewohnt, die das Gelübde thun, ihn nie zu verlassen; hier stehen die religiösen Ideen in einem herrlichen Einklange mit der Grösse der Natur. Fast in der Mitte des Berges steht an Felsen das Kloster, und auf den Pyramiden, die es umgeben, die Einsiedeleyen, die dazu gehören.

Ein wunderbares Marienbild, das man in den Höhlen des Berges gefunden haben soll, giebt dem besondern Kultus, welchen man demselben erweist, einen geheimnißvollen Ursprung; dieser Umstand, den die katalonischen Schriftsteller erwähnen, gründet sich hauptsächlich auf eine Inschrift vom

Jahre 1239, die sich in dem Kloster unterhalb eines grossen Gemäldes aus dem nämlichen Zeitraume erhalten hat; nach derselben ist das Bild im Jahr 880 unter der Regierung Peter des Behaarten, Grafen von Barcelona gefunden worden.

Anfänglich war das Kloster des Montserrat eine zum Kloster Ripoll gehörige Priorey. In diesem Zustande scheint es bis zum Jahr 1410 geblieben zu seyn, wo es durch Benedikt XIII. zu einer unabhängigen Abtey erhoben wurde; im Jahr 1430 bestättigte Martin V. diese Erhebung. Damals war das Kloster für zwölf Mönche, eben so viele Einsiedler, Kapellane und Layenbrüder bestimmt. Endlich vereinigte es Pabst Alexander VI. mit der Kongregation des heiligen Benedikt zu Valladolid, von welcher es seither beständig einen Theil ausgemacht hat.

Das Kloster ist ein grosses Gebäude, welches auf einer sehr schmalen Erhöhung steht, und sich an den Berg anlehnt; es ist von mehreren dazu gehörigen Hauptgebäuden umgeben. Das Ganze bildet eine so grosse Masse, als der Ort fassen kann.

Die Klostergebäude sind von keiner sehr ausgezeichneten Bauart, ihr Ganzes aber ist majestätisch, und steht mit der Gegend in vollkommener Harmonie. Sie bestehen in der Wohnung der Mönche, die eine herrliche Aussicht gegen Osten und Süden hat, in dem Krankenhause, in dem Hospitium für Fremde, und in jenem für Pilgrime oder Arme; diese drey Anstalten werden alle gleich sorgfältig

unterhalten. Die Fremden empfängt man im Innern des Klosters mit ausgezeichneter Höflichkeit. Die Armen sind in zwey verschiedene Säle vertheilt, wovon der eine für Männer, der zweyte für Weiber bestimmt ist. Um sieben Uhr Morgens läutet man mit einer Glocke von der Kirchthüre bis zu dem Eingangsthore, um die Unglücklichen an dem Orte zu versammeln, wo man jedem eine Ration Brod austheilt; um halb eilf Uhr ruft man sie auf die nämliche Art zusammen und giebt ihnen wieder eine solche Ration Brod, eine Schüssel Suppe, und ein Maaß Wein; drey viertel auf fünf Uhr Nachmittags veranstaltet man wieder eine solche Austheilung und läßt sie dann die Nacht in den Sälen des Hospitiums zubringen. So werden sie drey Tage hindurch beköstigt, und dieß geschieht, so oft sie in das Kloster kommen. Auch sieht man oft fromme Personen, die sich ein solches Almosenbrod holen, das sie zu Hause als eine Reliquie bewahren. Die Kranken und die schwachen Pilgrime werden noch besser gepflegt. Die Klosterärzte besuchen sie täglich zweymahl; haben sie Weiber und Kinder bey sich, so wird für diese so lange gesorgt, bis sie wieder hergestellt sind, dann reicht man ihnen gute Kleider und entläßt sie. Das Kloster würde für sich den hiezu erforderlichen grossen Aufwand nicht bestreiten können, wenn es nicht von allen Seiten ansehnliche Geschenke erhielte, welche beynahe drey Viertheile seines Einkommens ausmachen.

Wenn man über den Hof weg ist, kömmt man zu dem Hauptthore des Klosters, vor dem sich die Statuen des heiligen Benedikts und seiner Schwester Scholastica befinden. Von hier kömmt man in den alten Kreuzgang, der mit der Kirche in Verbindung steht. Wenn man in diesen Gang tritt, so stößt man auf zwey merkwürdige Innschriften. Die erste ist zum Andenken des Stifters der barmherzigen Brüder, des heiligen Peter Nolasca, der den Montserrat besuchte, die andere betrifft den heiligen Ignaz von Loyola, der in einer der Einsiedeleyen sein allgemeines Bekenntniß ablegte, seinen Degen der Jungfrau Maria widmete, und zwey Jahre in den Grotten von Manresa zubrachte, um seine geistlichen Uebungen aufzusetzen. Der alte Kreuzgang bildet ein gothisches Peristylium, um welches herum die ex voto Gemälde aufgehangen sind, welche Ereignisse darstellen, wo die Vermittelung der heil. Jungfrau heilsam gewesen ist. Man bewahrt da kleine Fahrzeuge, Krokodilhäute, eiserne Ketten auf, welche die Pilgrime mitgebracht haben, die den Berg besuchen. Auch sieht man die in der Seeschlacht bey Lepanto von den Türken eroberten Wimpel, und die Laterne von dem Schiffe Ali Paschahs, welche Johann von Oesterreich hieher geschenkt hat.

Die Kirche des Montserrat wurde im Jahr 1599 vollendet. Sie besteht blos aus einem einzigen Schiffe, ist groß und auf allen Seiten mit vergoldeten Arabesken geziert, wird aber nur schwach

erleuchtet, besonders in dem Theile des Chors, der von dem andern durch ein Gitter getrennt wird. Um dieses und an beyden Seiten des Chors hängen 74 silberne Lampen, die immerfort zu Ehren des Marienbildes brennen, welches auf dem Hauptaltare steht. Dieses Bild ist von schwarzem Holz, seine Züge gleichen den Gemälden, die man auf den Manuscripten aus den spätern Zeiten des griechischen Reiches sieht. Die Kirche ist sehr reich, der Chor und das Allerheiligste sind mit den kostbarsten Stoffen bedeckt. Auf dem Allerheiligsten vereinigt sich das Licht aller am Chor befindlichen Lampen, und bringt eine Wirkung gleich der eines Rembrandtischen Gemäldes hervor.

Der Schatz der Kirche ist ungemein reich. Hier prangen Leuchter, Kreuze, Rauchfässer, Reliquienkästen, Kelche von Gold mit Edelgesteinen besetzt: aber nichts kömmt an Kostbarkeit den Kronen und übrigen Verzierungen des Marienbildes gleich. Mitten unter diesen Prachtstücken bemerkt der Kunstliebhaber eine vorzügliche antike Kamee, welche einen Medusenkopf vorstellt.

Die Bewohner des Berges sind in vier Klassen abgetheilt, und bestehen aus Mönchen, Einsiedlern, Chorknaben und Layenbrüdern, welche ihr Gebet nach der Reihe verrichten; die geistlichen Uebungen dauern daher ununterbrochen fort. Unter den Chorknaben, deren Anzahl sich auf achtzig beläuft, sieht man Kinder aus den ersten Familien Spaniens.

Die Zahl der Einsiedler ist zwölfe, die unter dem Abt und unter der Leitung eines Paters aus dem Kloster stehen, der die erste Einsiedeley, nämlich die des heiligen Benedikt bewohnt. Sie thun Profeß, wie die Mönche, sind aber keine ordinirten Priester, ausserdem thun sie noch das Gelübde, den Berg nie zu verlassen; in das Kloster kommen sie nur an gewissen Tagen des Jahres, bey grossen Feyerlichkeiten, oder bey Krankheiten herab. Die Regel, der sie folgen, ist sehr streng, sie essen das ganze Jahr kein Fleisch, und halten häufige Fasttage. Ihre Nahrung besteht in etwas Fischen, Brod und Wein, welche ihnen das Kloster reicht und in Gemüse, welches sie selbst bauen. Ihre Häuser sind blos ein Stockwerk hoch, und von verschiedener Bauart, die sich nach der Lage des Orts richtet; sie enthalten eine kleine Kapelle, eine Küche, eine Cisterne, wo sie Wasser aufbewahren, ein Oratorium, eine Kammer, worinn der Strohsack liegt, auf dem sie schlafen und nicht weit davon einen kleinen Garten, bisweilen auch eine kleine offne Gallerie, in die sie ihre Blumentöpfe setzen. Fast ihre ganze Zeit bringen sie mit frommen Uebungen hin; ihr einziger Zeitvertreib besteht im Gartenbau, und in der Verfertigung von kleinen Kreuzen, die sie den Reisenden schenken, welche sie besuchen. Ihre Gesellschaft besteht in Vögeln, die so vertraut mit ihnen leben, daß sie auf ein Zeichen von allen Seiten herbeygeflogen kommen, und ihnen die Nahrung aus der Hand hohlen. Ihr ru-

higer Charakter, ihre Mäßigkeit und ihre einfache Lebensart sind die Ursachen, daß die meisten aus ihnen ein sehr hohes Alter erreichen.

Die Einsiedeley des heiligen Hieronymus, welche unter allen am höchsten liegt, bewohnt jederzeit ein junger Mensch, der in eine niedrigere herabsteigt, sobald einer von seinen Mitbrüdern stirbt; je älter sie werden, desto näher kommen sie dem Kloster, sie müßten denn lieber in den Einsiedeleyen bleiben wollen, die sie bisher bewohnt haben. Die Strenge der Lebensart vergrößert sich, je näher sie dem Kloster kommen, dem ungeachtet aber ist die Menge derjenigen, welche Ansprüche auf diese strengern Stellen machen, so groß, daß sich der Abt oft in Verlegenheit befindet, wem er sie geben soll. Der Ernannte nimmt dann von seiner neuen Wohnung Besitz, putzt die Kapelle aus, bringt die Bücher in Ordnung und zieht die Sanduhr auf; ist er mit diesen Arbeiten und mit den langen Gebeten zu Ende, womit er jene unterbricht, so besucht er den Garten, liest in der Gallerie die Sprüche, die an der Seite des Weihwassers und des Todtenkopfes stehen, begießt die Levkojentöpfe, vollendet die kleinen Kreuze, vor deren Verfertigung seinen Vorgänger der Tod überraschte, und setzt so dessen einfache Lebensart fort.

So leben diese Einsiedler, entfernt von der übrigen Welt, unbekümmert um ihr Treiben, ein stilles, zufriedenes Leben auf ihren Felsenspitzen.

XXVIII.

Schilderung von Brasilien.

Von J. v. Benigni.

Vor allen Besitzungen der Europäer in Amerika ist uns in den neuesten Zeiten Brasilien besonders merkwürdig geworden. Um seinen alten Verbindungen treu zu bleiben, verließ der portugiesische Hof sein angeerbtes Reich in Europa, und zog nach Brasilien, der erste Europäische Regentenstamm in der neuen Welt. Die wichtigen Folgen dieses Schrittes für das ganze Staatensystem, und insbesondere für das reiche, prächtige Land, das aus dem Zustande einer gedrückten Kolonie plötzlich in den eines unabhängigen, selbstständigen Reiches übergegangen ist, sind in die Augen fallend. Vor allen europäischen Kolonien in Amerika verdient daher Brasilien eine genauere Schilderung, die ich hier den Lesern dieses Werkes vorlege. Die Quellen, aus denen ich schöpfte, sind vorzüglich Zimmermanns Taschenbuch der Reisen, Jahrgang 1808; Brasilien eine neu aufblühende Monarchie in Südamerika von D. Crome; Lindley's Reise nach Brasilien und

John Barrow's Reise nach Cochinchina über Madeira, Teneriffa, das grüne Vorgebirge, Brasilien und Java, nebst den Zusätzen des französischen Uebersetzers dieser Reise Malte Brun. Bergk's Reise nach Brasilien, zwar das neueste Werk über dieses Land, diente wegen seiner Mangelhaftigkeit zu gar keiner Hilfe.

Erster Abschnitt.

Kurze Geschichte des Landes. — Lage. — Gränzen. — Grösse. — Klima. — Gebirge. — Flüsse. —

Ein Sturm zwang den Ostindienfahrer Pedro Alvarez Cabral im April 1500, da er die Windstillen vermeiden wollte, die oft unweit Afrika die grosse Reise verzögern, an einer in Westen sich zeigenden Küste einzulaufen, und Brasilien war entdeckt. Er fand unter dem 15ten Breitengrade den Hafen Porto Seguro. Noch jetzt sind die dortigen Portugiesen stolz darauf, den Fleck der ersten Entdeckung des grossen Landes zu bewohnen. Sie bewahren daher mit grosser Ehrfurcht das Kreuz, welches Cabral zum Zeichen der Besitznahme des Landes für Portugal errichtete.

Cabral nannte das neuentdeckte Land Santa Cruz. König Emanuel von Portugal soll diesen

Nahmen in den heutigen verwandelt haben von der brennenden Farbe des dort gewonnenen Brasilienholzes.

Nicht völlig unter so schrecklichen Scenen, als Peru, wurde Brasilien von den Europäern eingenommen. Fast ohne Widerstand bemächtigte sich Cabral des entdeckten Landes, und da man dort nicht so bald edle Metalle vorfand, sondern anfänglich nur das Färbeholz benützte, so war auch der Drang der europäischen Abentheurer zu dieser neuen Erde nicht so stürmisch, und daher den Eingebohrnen nicht so furchtbar.

Brasilien wurde nun der Verbannungsort aller Verurtheilten, denen man das Leben schenkte, besonders verwies die damahls kaum in Portugal eingeführte Inquisition sehr viele Juden dahin. Aber diese neuen Kolonisten, welche sich immer weiter ausbreiteten, fanden bald den heftigsten Widerstand von Seite der Eingebohrnen, die sich aus ihren angestammten Wohnsitzen nicht so leicht verdrängen lassen wollten.

Vom Jahre 1525 an, überließ der Hof zu Lissabon einzelnen reichen Edelleuten grosse Distrikte von zehn bis 20 Meilen Breite an der Küste, und so tief ins Land hinein, als sie nur immer verlangten, zu erblichen Lehen und behielt sich bloß den Zehnten von den vorzüglichsten Produkten, das Münzrecht und die Verfügung der Todesstrafen bevor. Allein die Lehensleute und ihre Administratoren hüteten sich wohl, viel Geld und Mühe auf die

Benützung dieser neuen Acquisitionen zu verwenden, sie hofften vielmehr alles von der Uneinigkeit und Trägheit der Ureinwohner Brasiliens, und hatten den Plan, diese allmählig zu unterjochen und als Sklaven für sich arbeiten zu lassen.

In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts fieng der Lissaboner Hof endlich an, das System, durch einzelne Avanturiers Brasilien zu unterjochen, als unanwendbar aufzugeben. Ein General-Gouverneur, der berühmte Thomas de Souza wurde mit hinlänglicher Mannschaft abgesandt, welcher die neuen Besitzungen an Brasiliens Küsten organisirte, die Stadt St. Salvator erbaute, und sie zum Mittelpunkte der neuen Kolonieen erhob. Mit ihm kam eine Anzahl kluger und unternehmender Jesuiten nach Brasilien, die sich sofort als Missionäre unter die Einwohner verbreiteten, und durch ihre Sprache des Friedens, der Sanftmuth und der Liebe unendlich mehr zur Unterwerfung und Civilisation der wilden Urbewohner des Landes beytrugen, als alle übrigen Mittel, welche Portugal seit der Entdeckung des Landes angewendet hat, um sich dasselbe zu unterwerfen. Sie drangen mit ihren Missionen mehrere hundert Meilen tief ins Binnenland hinein und waren einzeln unter den entferntesten Völkerschaften Brasiliens so sicher, wie in dem Schooß ihrer Familie, weil sie als wohlthätige Wesen von den Indianern verehrt wurden.

Als Portugal 1580 unter spanische Oberherrschaft gerathen war, wurde es auch in den Krieg dieser Macht mit den Holländern verwickelt. Diese unternehmenden Republikaner griffen auch Brasilien an, und der größte Theil dieses reichen Landes gerieth von 1624 bis 1637 in ihre Bothmäßigkeit. Die drückende Behandlung, welche die Portugiesen von ihnen erleiden mußten und der Religionshaß, welchen die katholische Geistlichkeit gegen die reformirten Usurpatoren des Landes hegte, machte, daß sie diese neue Besitzung wieder verlohren, und der Frieden von 1661 gab diese Kolonie gegen Erstattung von acht Millionen Livres, welche die Holländer auf dieselbe verwendet hatten, an ihre Besitzer wieder zurück. Seitdem ist Portugal im ungestöhrten Besitze Brasiliens geblieben.

Von fast dreyeckiger Form, wobey die Grundlinie gegen den Maranon liegend gedacht wird, erstreckt sich Brasilien vom 3ten Grade nördlicher Breite an, bis zum 32sten Grade südlicher Breite, also 35 Grade von Norden gegen Süden hin, welches eine Länge von 525 deutschen Meilen giebt. Die Entfernung von der östlichen Küste, dem Vorgebirge St. Roque unter 18° 27′ 15″ westlicher Länge von Ferro bis zum Chawarifluß, der äussersten Gränze gegen Westen, 50° westlicher Länge von Ferro beträgt 31° 32′ oder etwas über 400 deutsche Meilen für die Breite.

Die Grenzen dieses Landes sind sehr ausgedehnt und zum Theile noch ganz unbestimmt. Gegen

Osten macht sie der atlantische Ozean, welchen die mehr als 800 Meilen lange Küste vom Ausfluß des Amazonenflusses an, bis zur Mündung des St. Peterflußes bespühlt. Gegen Süden stößt Brasilien an das spanische Vicekönigreich Rio de la Plata, auch nach seiner Hauptstadt Buenos Ayres genannt und zwar an die Distrikte Buenos Ayres, Paraquay und Chaco. Am unbestimmtesten ist die Grenze gegen Westen. Ein Theil der eben genannten spanischen Provinzen, sodann die Vizekönigreiche Peru und Neu-Granada werden theils durch die Flußgrenzen, welche die Ströme Parana, Madera und Maranon machen, theils durch einige Zweige der Cordillerasgebirge, theils durch unbestimmte Landgrenzen von Brasilien geschieden. Gegen Norden wird dieses Land von der, zum Unterkönigreich Neugranada gehörigen spanischen Provinz Neuandalusien, und von dem holländischen und französischen Guyana eingeschlossen.

Nimmt man alles zusammen, was gegenwärtig von Peru und Paraquay, von Guyana, nebst den Ländern am Amazonenfluß zu Brasilien gehört, so beträgt die Oberfläche dieses ungeheuren Landes ungefähr 120,000 geographische Quadratmeilen. Freylich ist dieß nur eine ungefähre, nach den besten Karten, die wir bisher besitzen, abgefaßte Schätzung.

Einleuchtend ist es, daß bey einer so gewaltigen Ausdehnung, Klima und Boden in den verschiedenen Gegenden des Landes äusserst mannichfaltig

seyn müsse. — Die Hitze ist indessen in Brasilien bey weitem nicht so heftig, als man es nach seiner Lage in der heissen Zone erwarten sollte. An der Küste bringen die öfteren Seewinde, im Innern des Landes die vielen Gebirge und Gewässer, diese Kühlung hervor. Barrow fand die größte Hitze an der brasilianischen Küste 84 Grade nach Fahrenheit.

Brasilien hat, wie alle Tropenländer, nur zwey Jahreszeiten, eine nasse und eine trockene; die erstere ist hier beträchtlich heisser, als die letztere. Je weiter man sich gegen Süden hinauf begiebt, desto gelinder und angenehmer wird das Klima. Die Abende und Nächte sind dort Landes in der trockenen Jahrszeit angenehm und heiter, nur wird der Genuß derselben durch die Plage, die man von den Insekten, besonders den Mosquitos (Stechmücken) ausstehen muß, sehr verbittert. Während ihrer eilf bis zwölfstündigen Dauer verschwindet die Hitze des Tages so sehr, daß die wilden Völkerschaften, welche das Land bewohnen, sogar des Nachts Feuer anzuzünden pflegen, um sich zu wärmen.

Die Cordilleras, Seitenzweige des Gebirges der Andes, welche Brasilien durchkreuzen, scheinen unter dem 12ten bis 18ten Grad südlicher Breite und dem 40sten westlicher Länge, in der Provinz Malto Grosso und in der umliegenden Gegend am höchsten zu seyn. Dieß beweist die beträchtliche Menge grösserer und kleinerer Flüsse, welche sämmtlich in dieser Gegend entspringen, und theils nördlich nach dem Amazonenflusse hinströmen, theils

südlich dem Ozean zueilen. Die Flußgebiete, welche durch diese Gewässer gebildet werden, schliessen dann grössere und kleinere fruchtbare Ebenen ein, welche wieder von kleineren Gebirgen durchschnitten werden.

Der größte Strom, nicht nur in Brasilien, sondern auch in der ganzen bekannten Welt, ist der ungeheure Amazonenfluß (Maranon). Von den Andes aus Peru herabströmend, vereinigt er sich mit mehreren der größten Ströme zu jener ungeheuren Wassermasse, die ihre ersten Entdecker zweifeln machte, ob sie sich nicht vielmehr auf einem Meere süssen Wassers, als im Bette eines gewaltigen Stroms befänden. Er durchfließt den ganzen nördlichen Theil Brasiliens der Breite nach, und stürzt sich durch zwey, mehr als achtzehn Meilen breite Mündungen ins Meer. Weit über 500 Meilen erstreckt sich sein Lauf, und seine Breite mit den durch ihn gebildeten Inseln, beträgt an manchen Orten über zwanzig deutsche Meilen.

Die bedeutendsten Ströme, welche Brasilien von Süden her dem Maranon zuschickt, sind der Chiuwari und Madera. In den letztern ergießt sich der Pirau oder Beni, mit mehreren andern aus dem Innern von Peru herbeykommenden Flüssen. Denselben Lauf nehmen aus der Mitte von Brasilien der Topayaso, der Xingu und der Tocantin, beträchtliche Ströme, gleich den größten europäischen. Am bedeutendsten ist der letztere, der aus dem Innern des Landes, über

200 Meilen eine grosse Wassermasse dem Grau Para zuführt, der mit dem Amazonenfluß, dessen rechter Arm er zu seyn scheint, die grosse Insel Morajo oder de Jouanes bildet.

Nördlich ergiessen sich in den Maranon viele kleinere, wenn gleich ebenfalls nicht unbeträchtliche Flüsse, die aus den Grenzgebirgen Guyana's entspringen. Die ansehnlichsten darunter sind der Negro, der Parime, der Yupura und der Coquela; die ersten beyden setzen Brasilien mit Neugranada bis zum Oronoko hin, die letzteren mit der Provinz Quito in Verbindung.

Unter den grossen Flüssen, die in Brasilien entspringen und dem Rio de la Plata zuströmen, sind der Paraguay und Uruguay die wichtigsten, so wie von den Küstenflüssen, welche sich in den Ozean ergiessen, der St. Petersfluß an der südlichsten Grenze des Landes, der St. Franziscifluß, der Rio Grande, der Guamara und der Paranaybo die bedeutendsten sind.

Die Küsten haben viele Buchten, welche treffliche Landungsplätze und Häfen bilden; sie sind auch überdieß durch ein Korallenriff gedeckt, welches einen hie und da unterbrochenen Wall, von festen, schroffen Felsen, mehr als 15 Toisen breit bildet, flach unter dem Meere theilweise fast längst der ganzen Küste hinabläuft und die übermüthigen Wellen bricht.

Zweyter Abschnitt.

Produkte. — Das Thierreich. — Das Pflanzenreich. — Das Mineralreich.

Die treffliche Lage Brasiliens, läßt mit Recht einen ungemein grossen Reichthum an den mannichfaltigsten Naturerzeugnissen erwarten; das Ausgezeichnetste darunter kurz angeführt, wird die Leser dieses Aufsatzes überzeugen daß eine zweckmässige Regierung, und die Beseitigung der Hindernisse, welche der Kultur des Landes entgegen stehen, diese Provinz bald zu einem der ersten Reiche der Erde erheben könnte.

Wir wenden uns zuerst zu den Thieren, mit welchen die Natur die unermeßlichen Wälder, die lachenden Fluren, die ungeheuren Gewässer Brasiliens anfüllte. Eine ungemein reiche Ausbeute dürfte hier der Zoologe erwarten, und auch diese erhalten wir vielleicht zuerst von einem Deutschen, *)

*) Herr Sieber, dem der würdige Graf von Hofmannsegg von der portugiesischen Regierung die Erlaubniß zur Untersuchung der Naturschätze Brasiliens auswirkte.

so wie uns der grosse Deutsche, Humboldt, zuerst mit den unbekannten Reichthümern des spanischen Amerika bekannter machte.

Die Insekten sind ungemein zahlreich, selbst den Menschen zwingen ihre ungeheuren Schaaren öfters, seine Wohnungen zu verlassen. Lindley bewunderte den Farbenreichthum und die Mannichfaltigkeit der brasilianischen Schmetterlinge; aber noch mehr fiel ihm folgendes Phänomen auf. Ein unzählbares Heer weisser und gelber Schmetterlinge zog mehrere Tage des Märzmonaths hindurch, also zu Anfang des Winters, den Himmel fast bedeckend von Nordost nach Südost so unaufhaltsam fort, daß sogar das Fort, welches er bewohnte, ihrer Wanderung keine Grenzen setzte; sie mußten daher höchst wahrscheinlich alle im Meere umkommen.

Auch von Ameisen traf er eben so ungeheure Schwärme an. Er fand, wie bey den afrikanischen und europäischen, als er ihre grossen Nester öffnete, mehrere Geschlechter unter ihnen und Tausende der Unbeflügelten trugen die Puppen mit größter Lebhaftigkeit fort, während die Flügelträger in die Luft stiegen.

Die Cochenille kömmt hier, wie Barrow bezeugt, gut fort, wenn sie gleich keinen so wichtigen Handelszweig, als in andern Gegenden der neuen Welt ausmacht.

Die Amphibien sind eben so mannichfaltig, als zum Theile fürchterlich. Die Riesenschlange, weidet sich auch hier von grossen Wildpret, das so un-

glücklich ist, ihr zu nahe zu kommen; auch geben einige Schriftsteller noch zwey Arten ungeheurer Wasserschlangen an. Die Klapperschlangen tragen hier ein weit schrecklicheres Gift, als in Carolina. Oft sind die dortigen Schlangen nur um desto gefährlicher, jemehr sie das Auge durch ihre schöngefärbte Haut auf sich ziehen, wie die Ibiboka, welche auf das prächtigste mit rothen, weissen und schwarzen Streifen geziert ist.

Der Ornithologe findet in diesem Lande eine überaus reiche Erndte. Der Riese unter den Vögeln, der Strauß lebt in Brasilien neben dem kleinsten ihrer Geschlechter, den Kolibri's. Beynahe alle jene Vögel, welche durch die mannichfaltige Abwechselung und die Schönheit ihres Gefieders das Auge entzücken, sind dort einheimisch. Fast alle die grossen, langgeschwänzten, trefflich gefärbten Lorys, wegen ihrer Grösse oftmahls indianische Raben genannt, findet man, unter ihnen besonders den Arat und den Canide des Lery, deren vorzüglich schöne Schwanzfedern den Oberhäuptern der wilden Bewohner Brasiliens zum Hauptschmucke dienten. Auch die schön gehaupten Cacadoes leben hier, und überhaupt ist das zahlreiche Geschlecht der Papageyen, von dem wir bis jetzt nahe an 200 Arten kennen, fast zur Hälfte in Brasilien und dem benachbarten Guyana einheimisch.

Vorzugsweise eigen ist diesem Lande das ebenfalls schön gefärbte Geschlecht der Toucane (Ramphastos), mit seinem dem Körper des Thieres an

Grösse gleich kommenden Schnabel. Man fängt diese gesellig lebenden Vögel ein, und sie lassen sich leicht zähmen, so daß sie sogar ihre Jungen, gleich den Hühnern, führen. Auch der Anhinga, ein taucherähnlicher Wasservogel, mit einem übermässigen fast drey Fuß langen Halse, den er sehr geschicke zum Fangen der Fische und anderer Wasserthiere gebraucht, aus denen seine Nahrung besteht, ist ein Eigenthum Brasiliens.

Brasiliens Flora wird auf das reichste durch jene herrlichen Thierchen belebt, die sowohl wegen ihres Gold und Farbenglanzes, als wegen ihrer Nahrung den prächtigsten Schmetterlingen der heissen Zone so nahe zu stehen scheinen. Von der grossen Anzahl der Colibri's ist vielleicht die Hälfte dort einheimisch, und darunter das kleinste aller vogelartigen Wesen, der Tominejoo. Er führt diesen Nahmen, weil er mit seinem Neste zusammengenommen kaum zwey Tominen, oder 24 Gran wiegt.

Ausser dem amerikanischen Strausse findet sich in den Wäldern Brasiliens der furchtbare Greifgeyer (Koudor), der mit seinen ausgebreiteten Flügeln einen Raum von 18 Fuß einnimmt. Er trägt Schaafe, Kälber und zehnjährige Kinder mit sich fort durch die Luft, und ihrer zwey sind stark genug, eine Kuh zu zerreissen.

Auch das europäische Hausgeflügel gedeiht dort Landes vortrefflich, und Leckermäuler schätzen vorzüglich das brasilianische Truthuhn und den nicht minder wohlschmeckenden Pfaufasan.

Die meisten Quadrupeden der angränzenden Länder bewohnen auch Brasilien. Von den Hausthieren, welche von Europa aus dorthin gebracht worden sind, ist das Rindvieh sehr gut fortgekommen. Ungeheure Heerden weiden auch hier wild auf den üppigen Savannen, und man tödtet sie meistens nur um der Häute willen; weniger gedeihen die Schaafe, und die Pferdezucht wird zu sehr vernachlässigt. Dagegen haben sich die Schweine ungemein vermehrt, und ihr Fleisch ist weit schmackhafter und gesünder, als in Europa. Das sogenannte Meerschweinchen erhielten wir ebenfalls zuerst aus diesem Lande, es bekam von seinem Grunzen und der Ueberfahrt über das Meer den deutschen Nahmen.

Die Armadille machen hier ein besonders Wildpret aus. Lindley versichert, daß die Brasilianer gegen die Nacht ordentlich auf den Anstand gehen, um Armadille zu schiessen. Diese gepanzerten, wehrlosen und furchtsamen Thiere kommen hauptsächlich bey der Nacht aus ihren Höhlen hervor. Ihr Fleisch ist vorzüglich, dem Geschmacke nach steht es zwischen dem Spanferkel und dem Kaninchen. Man bratet sie in ihrem Panzer, und dieser dient dann dem Indianer zur Verfertigung undurchdringlicher Koffer und Schachteln.

Man findet mehrere Hirscharten z. B. den Seovassu, groß von Wuchs, mit einem kleinen Geweihe und ziegenartigem Haar; den Tapir, ohne Hörner, mit stark gespaltenen Klauen, kurzem Hals

und Schwanz, langen Ohren und von sehr schmackhaftem Fleische. Auch kommen verschiedene Gattungen von Faulthieren und Ameisenbären vor.

Katzenarten hat Brasilien mancherley: nämlich den Janucar, die Tiegerkatze, welche oben braunroth, unten grau, hoch auf den Beinen und von langgestrecktem Körper ist. Sie gehört, mit dem schwarzen Cuguar und dem brasilianischen Luchs zu den grimmigsten Raubthieren des Landes. Von Viverren findet man dort das Nasenfrett und den Frettbär. Merkwürdig sind auch der schwarze Wiesel mit seinem Moschus Geruche, und die brasilianische Meerotter, welche eine besondere Art ausmachen soll.

Unter der grossen Menge Affen der neuen Welt gehört besonders hieher der schöne Mico. Das feine glänzende Silberhaar des Körpers wird bey diesem kleinen Thiere durch das schöne Rosenroth des Kopfes auf eine höchst auffallende Weise gehoben. Condamine, welchem der portugiesische Gouverneur von Para den Mico, als eines der seltensten Thiere Brasiliens zum Geschenke machte, war aller Sorgfalt ungeachtet, nicht vermögend diesen zärtlichen Affen lebendig nach Europa hinüber zu führen.

Wenn gleich nicht so arm an Individuen, und daher nicht so selten, wie der Mico, zeichnet sich der Coendu doch eben so sonderbar unter den Uebrigen seines Geschlechts aus. Ein Stachelschwein mit einem Wickelschwanze, bedient er sich desselben gleich den Sajus oder Makis beym Besteigen der

Bäume zum Festhalten, und nährt sich nicht blos, wie seine Verwandte, von Früchten, sondern auch von kleinen Vögeln und ihren Eyern.

Fast noch reichlicher, als das Land, sind die Gewässer Brasiliens belebt, und auch hier ist, wie dort, nicht bloß die Fülle, sondern auch zugleich die Sonderbarkeit der Gestalten zu bewundern. Das merkwürdige Geschlecht der Bandfische ist hier fast gänzlich zu Hause und von den dickgepanzerten, gehörnten, stachlichten Ungeheuern aus den Geschlechtern Tetrodon, Diodon und Balistes kommen hier sehr viele Arten vor. Ebenfalls wohnen zweyerley galvanische oder elektrische Fische in Brasiliens Gewässern, so wie viele Arten der Rochen und Haifische.

Vermuthlich ist es der Lamentin oder Manati, denn dieser findet sich ebenfalls in den dortigen Gewässern, der zu den Fabeln von dem Ypupiapra, den Tritonen und Nereiden Anlaß gegeben hat. Ein portugiesischer Schriftsteller erzählt von ihnen, sie wichen dem Gesichte nach nur darinn von den Menschen ab, daß ihnen die Augen viel tiefer lägen. Die Weibchen hätten sehr langes Kopfhaar, und tödteten oftmals Neger, die den Mündungen der Flüsse zu nahe kämen, indem sie diese mit solcher Innbrunst umarmten, daß sie dadurch erdrückt würden. Vornämlich sollen sie sich unweit der Bay Aller Heiligen, in der Mündung des Sagoaripe finden.

Von dem Pflanzenreiche in Brasilien kann man mit vollem Rechte mit unserem trefflichen Humboldt sagen: „Die Physiognomie der Vegetation hat hier mehr Grösse, Majestät und Mannigfaltigkeit, als in der gemässigten Zone. Das Wachsthum der Blätter ist hier schöner, das Gewebe des Parenchyma lockerer, zarter, saftvoller. Kolossalische Bäume prangen hier ewig mit grösseren, vielfarbigeren, duftenderen Blumen, als bey uns niedrige, krautartige Stauden. Alte, durch Licht verkohlte Stämme sind mit dem frischen Laube der Paullinien, mit Pothos und mit Orchideen gekränzt, deren Blüthe oft die Gestalt und das Gefieder des Colibri nachahmt, welchem sie den Honig darbietet.“

Unter den aus Europa dort eingeführten Brodfrüchten gedeiht am besten der Mais, aber die trägen Bewohner des Landes kultiviren seinen Anbau bey weitem nicht genug, so wenig als den Getreide- und Reisbau, welchen Boden und Klima gleichfalls begünstigen. Die wilden Eingebohrnen behelfen sich noch immer mit Manioc und Yamswurzeln, ihrer eigentlichen und ursprünglichen Brodfrucht, welche mehr als einmal des Jahres geärntet werden, auch bedienen sie sich der Patáten und Manote statt des Brodes, welche letztere eine unseren Haselnüssen an Geschmack und Grösse ähnliche Art von Nüssen, von dünner Haut und grauer Farbe sind, die unter der Erde wachsen. Ausser allen südeuropäischen Früchten findet man zur Nahrung

auch Pisang, mehrere eßbare indianische Arumarten, ungemein viele Palmbäume, Wassermelonen und andere gesunde und wohlschmeckende Früchte.

Trefflich sind auch der Oelbaum und Weinstock dortlandes fortgekommen, so daß dieses Land einst den größten Theil von Amerika mit Baumöl und trefflichem Wein versorgen kann. Den Weinbau haben bisher die Portugiesen blos darum verhindert, um ihrer Weinhandlungskompagnie zu Oporto und den Weinen des Mutterlandes reichlichen Absatz zu verschaffen. Man zieht hier trefflichen Hanf, Safran und Toback, der von vorzüglicher Güte ist.

Von westindischen Kolonialprodukten liefert Brasilien Kaffee, Zucker und Kakao in grosser Menge; Indigo besser als Nordamerika, Vanille, Sassaparille, Gummi, Ingwer, Pimento, Ipecacuanha, Jalappa, mehrere Arten von Pfeffer, Chinarinde, Palma Christi und viele Medizinalpflanzen, so wie eine grosse Quantität vortrefflicher Baumwolle.

Die Waldungen sind unermeßlich, und zum Theile undurchdringlich, es muß mehr als die Hälfte bey Zunahme der Bevölkerung noch ausgerottet werden, wenn das nöthige Verhältniß mit dem urbaren Lande hergestellt werden soll. Unter den eßbare Früchte tragenden Bäumen sind die vorzüglichsten; der Palmbaum mit seinen vortrefflichen Datteln, der Genipabaum welcher eyförmige Früchte von der Grösse einer Pomeranze trägt, die reif sehr

wohlschmeckend sind, unreif aber zum Schwarzfärben gebraucht werden; der Stamm wird bis 80 Fuß hoch und hält zuweilen über 15 Fuß im Umfange. Aus Ostindien hat man den Jambusenbaum dorthin verpflanzt, dessen pfirsichähnliche Frucht sehr beliebt ist. Vom Icaco oder Cocco Pflaumenbaum giebt es mehrere Gattungen mit blauen, gelben und rothen sehr angenehm schmeckenden Früchten. Merkwürdig ist auch der Topfbaum (Jacapucaya), dessen kastanienförmige Frucht einen pistazienähnlichen Geschmack hat, roh gespeist, oder auch zur Bereitung eines eigenen Getränks angewendet wird. Aus den Schaalen der Frucht macht man Trinkgefässe, aus der Rinde eine Art von Werg und aus dem sehr harten Holze, Achsen zu den Zuckermühlen. Die stachelichte Geoffroye (Amari) trägt eine pfirsichähnliche Frucht, die von den Brasilianern gekocht mit Fleisch und Fischen gegessen wird. Eine angenehme Frucht der Gestalt und dem Geschmacke nach unsern Erdbeeren ähnlich, liefert der Trompetenbaum, dessen Stamm 40 Fuß hoch wird. Den Muskatennüssen ähnliche Früchte von der Grösse einer Olive tragen der Cuchiri und Puchuri. Auch die ostindischen Gewürzbäume und Sträucher kommen in diesem Lande trefflich fort, und würden bey einer bessern Pflege sehr reichliche Aernten liefern.

Unter den Bäumen, welche auf andere Arten benützt werden, sind vorzüglich merkwürdig, der Balsambaum, unter die Nadelhölzer gehörig, wel-

ber wenn er umgehauen ist, einen trefflichen Balsam, gleich dem des Capaivabaumes ausschwitzt, auch dieser Baum wächst in Brasilien; das Lebensholz; das Atlas und Tulpenholz, die hohen Bananen und die grossen Fichten, deren Frucht die Grösse eines Menschenkopfs erreicht, und eine Nuß mit einem kastanienartigen Kern einschließt. Wichtiger sind noch die vielen Cedern, das Magahoniholz und mehrere andere treffliche Holzarten, welche theils zur Tischlerarbeit, theils zum Schiffbau gebraucht werden. Die trefflichsten Schiffe werden in den Häfen Brasiliens um die Hälfte wohlfeiler, als in Europa gebaut.

Eben so häufig als einträglich für den Handel ist der Gerberbaum, dessen gedörrte und gemahlene Zweige, Schößlinge und Blätter, ein zum Gerben des Leders nützliches Pulver geben, welches stark ausgeführt wird.

Zu den dortigen Färbehölzern gehört der Morus tinctoria, das Campecheholz, und vorzüglich das Fernambuckholz, Brasilienholz, Rothholz, dessen Baum bey einer Höhe, wie unsere ältesten Eichen, oft von drey Männern kaum umklaftert werden kann. Das Holz ist ungemein hart und feinfaserig und taugt zu den besten Drechslerarbeiten, doch macht seine färbende Kraft den Hauptwerth desselben aus. Die dicke Rinde ist von aussen weißgrau, von innen aber hochroth, so wie das Holz selbst bis auf den Kern, der grau ist. Mit Hilfe von Zinn, Alaun und Eisenvitriolauflösungen giebt

das

das Brasilien-Holz die schönsten rothen, violetten, braunen, schwarzen und blaulichen Farben auf alle Arten von Zeuchen. Auch zieht man daraus Karmin und einen flüssigen Lack für die Miniaturmahlerey. Das vorzüglichste Brasilienholz wächst in der Gegend von Fernambuck, und giebt die schönste rothe Farbe, welche weit fester und bleibender ist, als jene von dem Campechenholz.

Gegen die sonstige Gewohnheit der Europäer waren es nicht die Schätze des Mineralreichs, welche die Portugiesen zuerst zur Besetzung des Landes bestimmten, sondern vielmehr die Färbematerialien. Auch jetzt sind die Reichthümer an Mineralien noch bey weitem nicht hinlänglich untersucht. Man widmet von den Steinen nur den Diamanten und von den Metallen nur dem Golde eine vorzügliche Aufmerksamkeit, wenn gleich Silber, Zinn, Bley und Eisen eben so wohl, als die meisten Arten der übrigen Edelsteine-, Bausteine u. s. w. in den dortigen Gebirgen gefunden werden. Wirklich werden auch, ungeachtet der wenigen Sorgfalt, die man auf diesen Gegenstand verwendet, an Sapphiren, Chrysolithen, Topasen, Amethysten und anderen farbigen Edelsteinen jährlich für 150,000 Livres ausgeführt.

Die Entdeckung der reichen Minen Brasiliens steigt bis zu dem Jahre 1577 hinauf: damals fanden die Pauliſten Gold im Gebirge Iguara. Indessen wurde durch die unglückliche Verbindung Portugals mit Spanien die Förderung der an sich sehr

reichen Werke unterbrochen. Nur erst nach der Wiederherstellung Portugals fieng man an, darauf zu denken, als glücklicherweise einige auf Bergwerke suchende Portugiesen in den heutigen Minas geraes im Jahre 1698 sehr reichhaltige Erze entdeckten. Dies veranlaßte dann den Hof, drey Jahre darauf acht verschiedene Kolonien in diese Statthalterschaft zu sezen, deren Hauptbestimmung die weitere Förderung und Bearbeitung des Bergwerks ausmachte.

Diejenigen dieser reichen Goldminen, welche der Küste am nächsten sind, finden sich von der Hauptstadt Rio de Janeiro, etwa 40 deutsche Meilen entfernt. Sie gehören zu den Minas geraes, und eine derselben liefert dann gleichfalls die größte Masse der Diamanten Brasiliens. Der Metallertrag dieser Minen ist für das der Krone zukommende Fünftheil im Durchschnitt jährlich über 1200 Aroben (31500 Pfund); zuweilen steigt es bis auf 1900 Aroben (49875 Pfund.)

Die Förderung der Erze ist in Brasilien leicht und ohne Gefahr. Oftmals findet sich das Gold, und zwar das reinste, an der Oberfläche; überhaupt ist es selten nöthig, mehr als drey bis vier Lachter tief zu graben. Eine Schicht Sandes, dort Saibro genannt, bezeichnet gewöhnlich den Bergleuten, wo sie aufhören sollen, zu graben. Auf den Gebirgen oder steinigten Hügeln findet sich das Gold in grösserer Menge, als in den Thälern, oder längst den Flüssen. Aller Orten hat

es, so wie es jetzt gefunden wird, 23½ Karat Gehalt, sobald es nicht mit Schwefel, Eisen oder Queckfilber vererzt ist.

Eine jede Mine muß, sobald sie entdeckt wird, der Regierung angezeigt werden. Ist die Erzader arm an Gehalt, so überläßt man sie gänzlich dem Entdecker, ein reicher Gang wird aber der Schatzkammer so vorbehalten, daß der Entdecker nur zwey Theile für sich bekömmt, das Uebrige wird nach Abzug des Fünftheils für die Krone, unter den Gouverneur und Intendanten vertheilt. Alles Gold aus den Minen muß, bevor es nach Rio Janeiro abgeliefert wird, in dem Distrikt jeder Mine in eigene königliche Häuser zur Untersuchung des Gehalts niedergelegt und mit dem königlichen Stempel versehen werden.

Man rechnet jährlich aus den drey Berglän-
dern, aus Minas geraes etwas über 18,700,000 Livres Gold, aus Goyas gegen 4,700,000, von Matto grosso 1,300,000 und noch überdieß von Bahia und S. Paolo etwas über 1½ Million, also zusammen über 25 Millionen. Die Regierung bekömmt mithin an ihrem Fünftheil über fünf Millionen Livres, sodann für das Münzrecht über 1,600,000 und da sie zwey Prozent, also gegen 400,000 Livres für die Versendung des Goldes durch ihre Schiffe bezieht, so erhält sie, überhaupt genommen, über sieben Millionen Livres. Der Unterschleif in Rücksicht jener zwey Prozent für das

heimlich ausgehende Gold, soll ihr jährlich 600,000 Livres entziehen.

Von den Diamantgruben Brasiliens hat besonders ein sachkundiger Bewohner dieses schönen Landes, Herr Dandrada, vor einiger Zeit uns die beste Nachricht ertheilt. Sie sind über mehrere Theile von Brasilien verbreitet, sowohl im Binnenlande, als näher gegen die Küsten hin. So findet man sie in Cujaba und Guarapuara; in den Gebirgen von Serro Dofrio, von den Eingebornen Yritanray genannt; ferner ohnweit S. Antonio, im Rio de Peixo, Riachofundo und in dem Fluß Toncambiruc. Es ist merkwürdig, daß die Diamanten der Minen von Serro Dofrio sich in einer Lage eisenhaltiger Erde finden, die gleich unter der gewöhnlichen Gartenerde gelegen ist; darinn trifft man die Diamanten einzeln zerstreut an, aber nie in regelmässigen Gängen. Auch in Ostindien sollen die Diamanten stäts von eisenschüssiger Erde begleitet seyn, so daß man Ursache hat zu glauben, das Eisen gehöre mit zur Bildung dieses Steins. Viele Diamanten findet man aber auch in den Flüssen selbst und leitet diese deßhalb zu Zeiten ab, besonders sieht man diese Edelsteine nach starken Regengüssen, durch welche sie wahrscheinlich aus den Gebirgen losgeschwemmt werden. Der kleine Fluß do Milhoverde in der Provinz Dofrio Serro ist besonders wegen seiner Diamanten berühmt.

Die Portugiesen waren zwar seit 1500 in Brasilien, allein die Diamanten wurden nur erst

im Jahre 1628 in einigen Armen des Flusses Caravelas durch Zufall entdeckt. Es fanden sich nämlich unter dem Golde, welches die Sklaven dort aufsuchten, kleine glänzende Steine, die sie als unnütz wegwarfen, bis Anton Rodriguez Banha zufälligerweise darauf aufmerksam ward, und seine Vermuthungen dem Statthalter Almeida mittheilte. Dieser sandte eine Quantität solcher Steine zur Untersuchung nach Lissabon, da denn der portugiesische Minister Acunha in Holland durch dort angestellte Versuche bewies, daß diese nicht geachteten Steine wahre Diamanten wären.

Jetzt erwachte der Geist der Gewinnsucht mit so grossem Eifer, daß sofort 1100 Unzen, also beynahe 80 Pfund Diamanten auf einmal in Europa eingeführt wurden. Die Folgen waren dieser Unvorsichtigkeit angemessen, der Preis der Diamanten sank in Europa plötzlich sehr tief herab, und nur durch kluges Zurückhalten stiegen sie wieder zu einem ansehnlichen Werthe.

Hierauf wurde die Erlaubniß, Diamanten zu suchen und der Handel damit, vom Hofe an eine Gesellschaft verpachtet, und die Todesstrafe auf die Beeinträchtigung dieses Monopols gesetzt. Nachmals ist die Regierung selbst an die Stelle dieser Gesellschaft getreten. Alle Steine werden vor ihrer Absendung nach Portugal einem zu diesem Endzwecke angestellten Intendanten überliefert, der sie in eine mit Eisen beschlagene Kiste legt, welche mit drey Schlössern verschlossen wird. Er selbst hat den ei-

nen, der Vizekönig den zweyten und der Provodar de la Hazienda den dritten. Diese wird sodann in eine zweyte Kiste gesetzt, welche mit den Siegeln der drey genannten Personen versiegelt wird. Der Vizekönig, der nicht das Recht hatte nachzusehen, was die erste Kiste enthielt, ließ diese zweyte dann in eine dritte setzen, versiegelte dieselbe, und sandte sie nach Lissabon ab.

Nur in Gegenwart des Königs wird die Kiste eröffnet, er wählt sodann die ihm anständigsten Steine, und zahlt den Preis an die Entrepreneurs. Es werden auf die Art dem Hofe etwa 60,000 Karat Diamanten im Durchschnitte zugeführt. Ein einziger Kaufmann nimmt sie der Krone ab, und zahlt dafür, das Karat zu 25 Livres gerechnet, 3,120,000 Livres an dieselbe. Er verkauft sodann die meisten roh nach England und Holland; der Unterschleif wird etwa auf ein Zehntheil gerechnet. Raynal behauptet, der ganze Diamanthandel gebe der Regierung doch noch nicht viertehalb Millionen Livres, ohne zu bestimmen, ob hiezu die Taxe auf die Minenfklaven mitgerechnet ist, deren 800 sind, von denen die Unternehmer für jeden täglich einen Piaster bezahlen müssen.

Die Kontrebande mit Diamanten wird noch jetzt hart bestraft. Dem Armen kostet sie das Leben; der Vermögliche verliert nicht nur die Diamanten, er muß auch noch den doppelten Werth bezahlen, und wird nach einem ganzen Jahre Gefängniß, nach der Küste von Afrika exilirt. Dem

ungeachtet setzt Raynal den Werth der jährlich heimlich in Europa eingeführt werdenden Diamanten auf 134,000 Livres an.

Dieß wäre ein kurzer Abriß der Naturprodukte Brasiliens. Allein diese Uebersicht konnte nur so dürftig, wie sie ist, ausfallen, weil Portugals vermeinte Klugheit alles Eindringen in das Binnenland ängstlich verbothen hat, ja selbst die darüber ehemals bekannt gewordenen Schriften, so viel es nur möglich ist, verheimlicht. Vielleicht daß dieser Schleyer jetzt einmal gelüftet wird.

Indessen kann selbst das Wenige, was wir von Brasilien wissen, uns einen allgemeinen, heiteren Rückblick auf diesen herrlichen Theil der Erde gewähren.

Das Meer und die Gebirge mässigten in einem ungeheuren Lande der heissen Zone die Wuth der lothrechten Sonne. Unzählige Ströme, und viele darunter gehören zu den größten der Erde, verbanden es mit andern reichen Landschaften der Tropen und mit dem Ocean. Nicht blos alles, was der warme Erdgürtel erzeugt, sondern selbst Produkte der nördlicheren Welt wurden auf das vollkommenste hier erzielt; denn, wie bereits angeführt worden ist, auch unsere Hausthiere und mehrere europäische Vegetabilien gedeihen in Brasilien sehr gut. Jetzt denke man sich die grossen Schätze, welche man selbst aus den wenigen Quadratmeilen, die da bis jetzt benützt werden, erzielt, und man rechne die mehrere tausendmale gröffere, aber

eben so günstig gelegene Fläche des unbenützten Gebiets von so vielartiger Bildung und Natur; hiebey zugleich die grosse Bequemlichkeit, die das Meer und die Ströme dem wechselseitigen Waarentausche und dem Handel mit den übrigen Welttheilen darbieten; was für Aussichten zeigen sich dadurch nicht für die Zukunft?

Dritter Abschnitt.

Einwohner. — Urbewohner. — Fremde und Angesiedelte. — Ihre Sitten und Lebensart.

Als die Portugiesen vor drey Jahrhunderten in die dicht verwachsenen Wälder Brasiliens eindrangen, mußten sie mühsam nach Einwohnern umhersuchen. Jene seltsamen, aber stäts verehrungswürdigen Schwärmer, welche dem unwiderstehlichen Triebe, rohe, furchtbare Wilde zu unserer Religion und sonach zum bessern Daseyn hinüber zu führen, Freunde, Verwandte, Bequemlichkeiten des Lebens, ja oftmals ansehnliche Besitzungen selbst mit Todesgefahr aufopferten, die Missionäre, fanden diese trefflichsten Länder der Welt öde und menschenleer. Die höchsten Waldbäume mußten sie besteigen, um von ihren die ganze Gegend beherr-

schenden Wipfeln einzelne Menschen, höchstens einzelne Familien, oder ihre Spuren, den Rauch dürftiger Hütten, zu erspähen. Nichts als einzelne, schwache Horden roher Menschen fanden sie, jede von verschiedener Sprache, untereinander fast stets in Fehde, und von einander entgegenstehenden Sitten. Hier ein Jägervölkchen, dort Ichthyophagen, oder Menschen, die gar nur von Muscheln lebten, und nur selten einen ärmlichen Anbau von Manioc, je nachdem der Wald, der Fluß oder die Ebene sich ihnen darbot.

Der Hauptsinn dieser Menschen war fast durchaus ein vagabundes, thierisches Fortbrüten in gedankenlosem Daseyn, das nur auf momentanen Genuß abzweckte, wobey sich ein stäter Haß gegen alle übrigen Völkerschaften äusserte, der gewöhnlich bis zur Menschenfresserey hinaufstieg.

Der Gestalt nach hatten alle Einwohner Brasiliens Aehnlichkeiten miteinander, dennoch blieben jeder Völkerschaft gewisse Familienzüge, woran sie sich beym ersten Blicke wechselseitig erkannten. Sie sind fast durchgehends von mittlerer Grösse, alle aber von gesundem Gliederbau. Der Kopf und die Schultern sind bey ihnen breit, und die Mütter haben die sonderbare Gewohnheit, den Kindern die Nase zu pletschen. Ihr Kolorit ist kupferfarben, das Haar lang, straff und schwarz, nur an der Oberlippe und an dem Kinne zeigt sich dünnes Barthaar. Die Bildung und die Züge des Gesichts wa-

ren bey den Brasilianern, die Barrow zu sehen Gelegenheit hatte, denen der Malayen sehr ähnlich.

In den Sitten herrschten schon nach ihren Ernährungsmethoden bedeutende Verschiedenheiten. Unter der heissen Zone lebend, bedurften sie fast keiner Bekleidung, dennoch bedeckten einige die Mitte des Leibes, auch zeigten sich bey einigen Völkerschaften schon Spuren des Schmuckes. Die Oberhäupter zierten sich den Kopf mit Papageyen, Schultern und Hüften mit Straußfedern. Andere beklebten den Körper mit feinen, gefärbten Federn, die sie mit Gummi aufklebten. Bey Feyerlichkeiten zierten die schwarzen Federn des Toucans auf diese Art Stirn und Backen. Die Weiber scheitelten ihr Haar, und banden es bey einigen Völkerschaften mit einem baumwollenen, rothgefärbten Bande auf. Uebrigens litten beyde Geschlechter an keinem Theile des Körpers Haare, ausser am Kopfe. Die Weiber verunstalteten den Mund nicht, wie die Männer durch Steine oder Knochen, welche diese in der durchbohrten Unterlippe trugen. Beyde Geschlechter putzten sich mit Knochenringen um Arme und Beine, ungeheuren, oft bis auf die Schultern herabhängenden Ohrgehängen von weissen Muscheln, und Halsbändern aus Knochen, Steinen, Holzkügelchen, oder Glaskorallen, welche sie begierig von den Europäern eintauschten. Den Leib bemahlten sie sich mit verschiedenen Farben und Figuren.

Die ackerbautreibenden Völker hatten in Ansehung der Mannigfaltigkeit des Genusses, besonders

in Rücksicht des Getränkes, mancherley vor den übrigen voraus. Der Manioc und Mais liefert ihnen mehrere Gerichte, und aus den Wurzeln des erstern bereiten sie ein berauschendes Getränk, eine Art der ekeln Kawa der Südseeinseln.

Ihre Wohnungen sind nur Hürden von Baumstämmen mit Lehm verbunden und mit Baumrinde gedeckt (Kabanen), die oft mehrere Familien enthalten. Ihre Ortschaften umgeben sie mit Einfassungen von grossen Steinen.

Sie sind Polygamen; ein Ehemann darf sich indeß, ausser mit den von ihm als seine Frauen anerkannten Weibern, mit keinen andern einlassen. Nur erst, wenn ein junger Mann einige Feinde getödtet hat, kann er auf die Ehe Anspruch machen, jeder Feige wird von den Mädchen zurückgewiesen. Der Ehebruch ist äusserst selten, und wird mit dem Tode bestraft; vor der Ehe hingegen können die Mädchen ungestraft ihre Reitze darbieten, die Menge ihrer frühern Liebhaber hält Niemanden zurück, sie zu Frauen zu nehmen.

Die Arbeiten des schwächern Geschlechts sind auch hier nicht geringe. Ausser dem Stricken der Netze, der Hängebetten und anderer Zeuche, nebst dem Verfertigen und Bemahlen der irdenen Gefässe müssen sie den Männern ihre Lebensmittel im Kriege nachtragen, auch oft bey den ackerbauenden Völkern das Feld bestellen. Selbst die Schwangerschaft überhebt sie solcher sauren Arbeiten nicht, ein redender Beweis der Rohheit dieser Völker.

Die Erziehung der Kinder ist hauptsächlich auf Jagd, Fischfang und Krieg gerichtet. Unter sich leben diese Menschen sehr ruhig und friedlich, dagegen sind sie bey Beleidigungen unversöhnlich und der Tod eines Verwandten kann nur durch den Tod des Urhebers oder seiner Verwandten gebüßt werden.

Von den kleinen Völkerschaften, die zur Zeit der Entdeckung dieses Land bewohnten, sind jetzt viele gewiß nur noch dem Nahmen nach bekannt. Sie reiben sich seit langer Zeit selbst wechselseitig auf, und die ihnen so weit überlegenen Europäer haben es an ihrer Vernichtung und Verkleinerung nicht fehlen lassen. Alle Original-Brasilianer hegen daher den entschiedendsten Haß und Abscheu gegen die Portugiesen, ihre Unterdrücker. Die zwölf Brasilianer, welche Barrow bey seiner Landung als Rudrer auf einem portugiesischen Boote vorfand, hatte der Gouverneur nur mit vieler Schwierigkeit herbeybringen können; denn alle Eingebornen, die sich dem Dienste der Portugiesen überlassen, werden von ihrer eigenen Nation mit so vieler Verachtung angesehen, daß sie es nicht wagen dürfen, zu den Ihrigen jemals wieder zurückzukehren, wenn sie nicht auf eine schimpfliche Weise getödtet werden wollen. Daher sahen sich auch die Portugiesen genöthigt, für ihre Etablissements Sklaven aus Afrika herbeyzuholen; denn es war unmöglich, die Eingebornen zum Bearbeiten des Ackers oder der Minen auf die Dauer zu zwingen.

Uebrigens äussern sie, so wie die meisten uncivilisirten Völker, grosse Gastfreyheit gegen die Fremden, welche nicht zu ihren Feinden gehören.

Vom eigentlichen Handel und Gewerben haben sie durchaus keinen Begriff. Sie wunderten sich nicht wenig über die mühsame Aemsigkeit, mit welcher die Europäer das Färbeholz wegführen, und konnten sich dieselbe gar nicht erklären.

Die Ergötzungen dieser Völker bestehen, ausser den Schmausereyen und feyerlichen Kriegsgelagen, hauptsächlich im Tanzen: Sie bedienen sich hiebey eigener Klappern aus hohlen Früchten, von der Grösse unserer Kastanien, die mit kleinen Steinen gefüllt sind. Diese werden an die Beine gebunden, während sie grössere Klappen, Maraca genannt, gleichfalls aus hohlen Baumfrüchten, in den Händen halten. Uebrigens besteht ein solcher Tanz mehr in Bewegung des Leibes und der Arme, als der Füsse, sie stimmen dazu monotone Lieder an, Rundgesänge, die chorweise wiederholt werden.

Wenn gleich die Völker Brasiliens keinen eigentlichen Kultus, noch auch einen bestimmten Begriff von der Gottheit hatten, so fand man dennoch bey ihnen nicht nur merkwürdige Spuren einer älteren Religion, sondern sie äusserten auch offenbare Anzeigen eines Glaubens an überirdische Wesen. Mit dem Worte Tupan (der Donner) verbanden sie die Idee einer übernatürlichen Macht, von der sie behaupteten, den Ackerbau erlernt zu haben. Auch hatten sie einen Begriff von der Fortdauer

nach dem Tode, und hielten, wie alle unkultivirten Völker viel auf Wahrsager, die sie um Hilfe in Krankheiten und Vorausverkündigung ihres Schicksals angiengen.

Es ist ferner sehr merkwürdig, daß einige dieser Völker einer alten Sage von einer sehr grossen Ueberschwemmung des ganzen Landes erwähnen, mit dem Zusatze, damahls seyen nur 2 Menschen, Schwester und Bruder lebendig geblieben.

Ihre Kriege bestehen, fast wie bey allen Urvölkern der neuen Welt, mehr in Hinterlist und Ueberfall, als in offenen Schlachten; dabey herrscht auch bey den Brasilianern die bitterste Rachsucht gegen die Feinde und die roheste Grausamkeit gegen die Ueberwundenen.

Vor dem Ausmarsche wählen sie jederzeit zuerst die Heerführer. Zu dieser Würde kann nur ein Mann gelangen, der bereits mehrere Feinde erlegt hat. Diese Heerführer sind die einzigen temporären Gebieter bey den Brasilianern. Sodann bewaffnet sich jeder Krieger. Ihre Rüstung besteht aus einer 6 Fuß langen Keule von sehr schwerem Ebenholze, an deren rundem Stiele sich eine dicke, linsenförmig gestaltete Kolbe befindet, deren Kanten zugeschärft sind. Ihre Bogen haben Sehnen von ganz ausserordentlicher Stärke, obgleich sie nur von dünnem Grase geflochten sind. Die Pfeile halten 6 Fuß, ihr mittlerer Theil besteht aus Rohr, die Enden aus Ebenholz, die Spitze aus einem scharfen Knochen, zuweilen auch, seit ihrer Bekanntschaft mit den Eu-

ropäern aus Eisen. Zum Schutze führen sie runde starke Schilder von dem dicken Rückenfell des Tapirs; ihre Feldmusik besteht aus Hörnern, Innubia genannt, und Pfeifen, die gewöhnlich aus den Knochen der erschlagenen Feinde verfertigt sind.

Ihre Angriffe geschehen hauptsächlich bey Nacht, am Tage halten sie sich unweit der feindlichen Ortschaften verborgen, diese überfallen sie dann im Finstern und stecken die Wohnungen in Brand; sehen sie sich aber gezwungen im freyen Felde bey Tage zu schlagen, so geschieht dieß mit größter Wuth und unter fürchterlichem Geheule.

Die Kriegsgefangenen werden in den Dorfschaften vertheilt, gemästet, und dann feyerlich geschlachtet und verzehrt, jedoch geschieht ihre Hinrichtung ohne jene fürchterlichen und empörenden Grausamkeiten, welche die nordamerikanischen Stämme bey ähnlichen Gelegenheiten verüben.

Gegen ihre Kranken und Verstorbenen betragen sich die Brasilianer mit vieler Achtung. Sie warten die erstern sorgfältig; Wunden saugen sie aus und wenden zur Heilung Kräuterumschläge, und strenge Diät an. Ihre gewöhnlichste Krankheit ist der Pian, bey welchem sich Blattern über den ganzen Leib erzeugen, und zuletzt einen gefährlichen breiten Schorf bilden, der selbst, wenn er gleich geheilt wird, scheußliche Narben auf viele Jahre zurückläßt.

Die Todten begräbt man in einer runden, konenförmigen Grube, in die der Verstorbene aufrecht sitzend, mit zusammengebogenen Knieen und

Armen gesenkt wird. Einem Oberhaupte legen sie seine Waffen, Halsbänder, Hamak (Hängebette) und Federn mit ins Grab, und stimmen dabey, unter Vergiessung vieler Thränen, Klagelieder an. Zur Ehre des Verstorbenen wiederhohlen sie diese so oft sie sich dem Grabe nachmahls nähern.

Der hier geschilderte Zustand der Brasilianer hat in solchen Theilen des Landes, wo die Portugiesen mit ihnen in nähere Verbindung getreten sind, einige Veränderung erlitten, auch haben die mühsamen Anstrengungen der Missionäre ihre Anthropophagie beträchtlich vermindert. Allein im Ganzen sind diese Nationen, erbittert gegen ihre Unterdrücker, und daher weniger geneigt, fremde Sitten anzunehmen, stets noch dem rohen Zustande treu geblieben, der uns den sogenannten Naturmenschen so widrig darstellt.

Ihre jetzige Volksmenge anzugeben, scheint gänzlich unthunlich. Sie sind durch die europäischen Waffen zurückgedrängt, und ihre Anzahl beträchtlich vermindert, ja, es ist höchst wahrscheinlich, daß, wenn die Europäer anfangen, das Innere des Landes stärker anzubauen, jene vielartigen Völkerschaften, die Brasilien bey seiner Entdeckung bewohnten, theils in einander, theils in den Kolonisten verschmolzen, dereinst nur noch in der ältern Geschichte fortleben werden.

Brasiliens Kolonisation war im Ganzen sehr vielartig, sie hatte etwas ähnliches mit jener der vereinigten Staaten in Nordamerika; denn auch in

Bra-

Brasilien waren religiöse Verfolgung und der Drang nach Gewissensfreyheit Hauptgrundlagen der Ansiedlung. Die ersten europäischen Bewohner waren Missethäter und schlechte Frauenspersonen, welche Portugal bald nach der Entdeckung dahin sandte, um zur Grundlage einer europäischen Kolonie zu dienen. Diesen folgten viele Juden, welche hier den Urtheilen der Inquisition zu entgehen suchten. Französische Hugenotten, die im Jahr 1536 unter dem Ritter Dupont hier landeten, machten den dritten Stamm aus. Aber so wohl diese, als die Holländer, welche sich durch dreyßig Jahre im Lande behaupteten, machten keine grossen Fortschritte.

Indessen waren die Früchte dieser so verschiedenartigen Kolonisation durch die verkehrte Behandlung und die Intoleranz des Mutterlandes hier bey weitem nicht so erfreulich, als in Nordamerikas minder gesegneten Fluren. Dazu wirkte auch die ganz entgegengesetzte Behandlung der Originaleinwohner.

Die Stifter der europäischen Kolonieen in Nordamerika erhandelten die von ihnen anzubauenden Ländereyen von den Indianern gegen europäische Waaren, und wenn gleich zu Zeiten Unruhen und Fehden mit den Indiern entstanden, so waren sie doch selten von Dauer. In Brasilien hatten anfänglich die Indianer den Portugiesen gleichfalls den Anbau ihres Landes gutmüthig zugestanden, allein kaum fühlten die Letzteren den Werth des reichen, fruchtbaren Bodens, so giengen sie damit um,

den Eingebohrnen ihre Religion und ihr Eigenthum mit Gewalt zu beschränken, diese gastfreyen Menschen zu verdrängen, ja sie völlig in Fesseln zu schlagen. Kaum erregte das vorzügliche Gedeihen des aus Madera hierher gebrachten Zuckerrohres die Aufmerksamkeit des ersten General-Gouverneurs, als man schon die Eingebohrnen als Sklaven zur Betreibung der Zuckerplantagen verwenden wollte. Der bis dahin freye, ungebundene Brasilianer wurde nun aufgebracht, er widersetzte sich, und suchte Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ja er ließ seine tyrannischen Gäste oft durch Blut und Verheerung die grausamste Rache fühlen.

Auch die Methode, die Urbewohner zum christlichen Glauben herüberzuziehen, war nicht zweckmässig. Die Dominikaner, Franziskaner und andere Ordensbrüder, welche anfänglich zu diesem Geschäfte verwendet wurden, verstanden es nicht so, wie die klugen hierzu vorzüglich geeigneten Jesuiten, die Wilden durch Güte und Nachgiebigkeit auf ihre Seite zu ziehen, sie vermehrten vielmehr durch ihr hartes und widersinniges Betragen, die ohnehin schon grosse Abneigung der Indianer gegen den christlichen Glauben.

Da sie die Originalbewohner nicht zu ihren Arbeiten verwenden konnten, waren nun die Portugiesen genöthigt zu diesem Ende Neger einzuführen. Aber die Methode, nach welcher sie hier behandelt werden, scheint billiger, als die auf den Kolonieen anderer Nationen.

Dem Neger ist nähmlich in Brasilien nur so viel Arbeit auferlegt, als etwa in 4 Tagen abgethan werden kann, die beyden übrigen Tage gehören ihm, er muß aber in denselben so viel gewinnen, daß er sich dadurch ernähren und kleiden kann. Der Herr hat also nur allein die Einkaufskosten zu bestreiten, und der Neger erwirbt sich sehr oft so viel, daß er sich dadurch die Freyheit erkaufen kann, daher findet sich auch hier eine sehr beträchtliche Anzahl von Freynegern.

Die Feldsklaven, so wie diejenigen, welche als Hausneger zur Bedienung gebraucht werden, sind übrigens in einer bessern Lage, als jene in den Bergwerken. Diese werden nach einer bestimmten Quantität der erzielten Produkte bezahlt, und da dieser Gewinn ungewiß ist, indem sie der Zufall bald mehr, bald weniger Gold und Diamanten zu Tage fördern läßt, so werden die armen Menschen oftmahls gereitzt, etwas zu verhehlen; besonders ist dieß der Fall bey den Diamanten, indem sie kleinere Steine verschlucken. Sobald der Aufseher der Minen etwas dergleichen argwohnt, giebt er dem Sklaven eine starke Dosis Ipecacuanha, und sollte hierdurch nichts an den Tag kommen, ein heftiges Purgiermittel. Oft wird ein völlig Unschuldiger das Opfer dieser grausamen Behandlung.

Ausser den Europäern, die theils in Europa gebohren, theils Creolen sind, finden sich auch hier, wie fast in allen ost- und westindischen Kolonieen

viele Mulatten und Mestizen, die größtentheils freye Leute sind.

Die Bedrückungen der Kolonie durch das Gouvernement, machen es begreiflich, warum sich fast alle nach Brasilien gesandte Portugiesen schon wie vom Mutterlande auf immer getrennt ansehen. Die Kolonisten, sagt Barrow, hegen fast eben so wenig Hoffnung zur Rückkehr ins Vaterland, als die nach Botanybay gesandten Engländer. Sie suchen daher auch nicht, wie etwa die Pflanzer in Westindien, schnell zu einem bedeutenden Vermögen zu gelangen, um hiervon einst in Europa bequem leben zu können.

Selbst das portugiesische Militär in Brasilien, ob es gleich nur für eine bestimmte Zeit dorthin gesandt ist, siedelt sich gewöhnlich dort an, und sucht durch verschiedene Arten von Nebenerwerb sich zu erhalten. So trieb während der Anwesenheit Lindley's in Bahia der Kapitän Matos, obgleich Kommandant eines wichtigen Forts, dennoch das Handwerk eines Goldschmieds, ein Rechtsgelehrter handelte mit Eyern, ein Richter mit Eßwaaren u. dgl. m.

Dazu werden die Beamten und das Militär vorzüglich durch ihre Dürftigkeit und ihre geringen Gehalte genöthigt. Der Gehalt des Kommandanten eines Signalforts, der beständig im Dienst ist, beträgt nur 365 Thaler jährlich, die Kommandantenstelle in einem Fort ohne Garnison trägt nur die Hälfte. Die Soldaten kennt man bloß an ihrer

schlechten blauen Jacke, die ihnen als Uniforme dient, so lange sie die Wache haben; ausser Dienst hüllen sie sich in elende Lumpen. Daher soll denn auch die Subordination äusserst schlecht seyn. Dieser geringe Unterschied zwischen Herrn und Diener erstreckt sich gleichfalls auf das Ganze; oft unterbricht der Bediente die Konversation der Gesellschaft.

Sind nun gleich die Einzwängungen und daher die Quellen der Dürftigkeit sehr groß und vielfach, so herrscht doch auch hin und wieder vieler Luxus. Im Grossen zeigt sich dieser ganz vorzüglich in den Kirchen und bey den geistlichen Ceremonieen Brasiliens; sie übertreffen an Pracht selbst die ähnlichen in den katholischen Ländern Europas.

Obgleich hier kein eigentliches Inquisitionsgericht ist, so hält es doch seine Agenten, es herrscht daher auch noch ziemlich krasser Aberglaube mit allen seinen Phänomenen.

Die Industrie und der allgemeine Wohlstand steht in diesem Lande noch sehr zurück; alle Fabriken sind zu Gunsten des Mutterlandes verboten; so wurde auf höheren Befehl eine Baumwollenspinnerey zertrümmert und der Unternehmer nach Europa gesandt. Hierdurch werden denn auch die Bettler so ausserordentlich vermehrt: auf den Strassen der Hauptstädte findet sich der Fremde beständig von ihnen heimgesucht, obgleich die Kirchen und Klöster eine grosse Menge derselben beköstigen.

Auch die Bequemlichkeiten des Lebens sind dort äusserst schwer zu erhalten. Bahia hatte noch vor 6

Jahren keinen einzigen Gasthof, und in der Hauptstadt, bey einer Volksmenge von 60,000 Menschen fand man nur etwas ähnliches von einem Wirthshause. Ein Franzose, Monsieur Philippe, der Wirth dieses merkwürdigen Hotels, machte zugleich den Dollmetscher, den Agenten, den Mäckler und den Arzt für die dort ankommenden Fremdlinge.

Selbst die besten Wohnungen, und es giebt, besonders in Rio Janeiro mehrere ansehnliche Häuser, sind äusserst unreinlich und mit schlechten antiken Möbeln versehen. Freylich ist Unreinlichkeit überhaupt dem warmen Klima, so wie dem hohen Norden gemein. Die Gewohnheit der Portugiesen in Brasilien, sich öffentlich, ja wohl gar wechselseitig von den widrigen Gästen des Kopfhaares zu befreyen, findet sich so gut in Neapel, als in Finnland und den angränzenden Ländern.

In ziemlich ähnlichem Verhältnisse steht hiermit die Art sich zu kleiden und zu speisen. Das männliche Geschlecht geht ausser dem Hause nach europäischer Sitte gekleidet, und die Vornehmern tragen auch häufig Spitzen und grosse massiv goldene Schnallen; im Hause dagegen begnügen sie sich in schmutzigem, oft zerrissenem Hemde und Schlafhosen zu laufen.

Die Frauenzimmer sind bey ihrer eingeschlossenen Lebensart leicht zum Fettwerden geneigt. Die blasse Gesichtsfarbe wird durch die Lebhaftigkeit der schwarzen Augen und der schönen weissen Zähne sehr gehoben. Sie gehen größtentheils nur in kleinen

Ueberröcken über dem Hemde von dem dünnsten Mousselin, und da das Hemde oberwärts sehr weit ausgeschnitten ist, so zeigt sich nur zu sehr der dunkelbraune Busen und Nacken. Ihr langes, schwarzes Haar wird mit gefärbten Bändern aufgebunden, und mit den herrlich riechenden Blumen der Plumeria, der Tuberose, des Jasmins durchflochten. Dabey werden selten Strümpfe getragen. Zur Kirche schlagen sie ein schwarzes tuchenes oder seidenes Gewand über, und bey Regenwetter tragen sie Pantoffeln. Vornehme zeichnen sich besonders durch fein gearbeitete goldene Ketten, oft mehrere Ellen lang, aus, die sie um den Hals tragen, und woran ein Agnus Dei herabhängt. Zum Ausgehen bedienen sie sich der Säuften und Carriolen.

Die Fleischspeisen der Brasilianer sind nur von geringer Güte; Geflügel und Fische dagegen sind trefflich. Milch und Butter findet man selten, alles wird in Oehl gekocht. Selbst die höheren Klassen bedienen sich beym Speisen der Finger statt der Messer und Gabeln. Sie ballen das sehr weich gekochte Fleisch, die Mehlspeisen und Gemüse bis zur Grösse einer Seifenkugel, tauchen diese in die Brühe, und stecken sie sodann ungetheilt in den Mund. Indessen waschen sie sich doch vor und nach dem Essen die Hände.

Läßt der Gelehrte und Vornehme in China die Nägel aller Finger bis zu einer ungewöhnlichen Länge wachsen, so genießt in Brasilien nur der Daumen oder der Zeigefinger dieses Vorrechts. Sie

spitzen die Nägel dann scharf zu, und stolziren damit, wenn sie die Guitarre spielen. Uebrigens ist die Musik im Ganzen, besonders die zum Tanz, den Negern überlassen. Der Tanz selbst ist aber ein Gemisch des wollüstigen Fandango und der noch unzüchtigeren Tänze der Neger von Guinea. Die Orgien der Bajaderen Ostindiens sind dagegen noch sehr anständig.

Rio Janeiro hat auch eine Oper. Die Bälle und Conzerte werden dort im Gouvernementshause gegeben. Die öffentlichen Kafferhäuser sind daselbst und in Bahia schlecht und schmutzig.

Im Ganzen wird die Geselligkeit durch Indolenz und Eifersucht sehr eingeschränkt. Die Frauenzimmer, welche enge eingekerkert leben müssen, suchen sich durch Rendezvous in den Kirchen und bey Nacht schadlos zu halten Sie zeigen sich in der Abenddämmerung auf den Balkons ihrer Häuser und werfen auf diejenigen unter den vorübergehenden Mannspersonen, die das Glück haben, ihnen zu gefallen, Blumensträusse herab. Dieß trifft besonders die Fremden. Dr. Solander und einige englische Seeoffiziere, welche den Kapitän Cook auf seiner ersten Reise um die Welt begleiteten, wurden so sehr mit diesen schönen Einladungen überschüttet, daß sie ganze Hüte voll davon wegwerfen mußten.

Diese von dem Klima selbst begünstigte Sinnlichkeit und Indolenz, gemischt mit Bigottismus und stätem Gefühl des harten Drucks der Regierung läßt natürlich für Kenntnisse, Wissenschaften und Volksaufklärung wenig erwarten.

Die Engländer suchten in Rio Janeiro vergebens nach einer Beschreibung, oder gedruckten Nachricht von dieser Hauptstadt. Sie fanden in den beyden Buchläden, wahrscheinlich den einzigen in ganz Brasilien, nur alte alchymistische und medizinische Abhandlungen, Andachtsbücher und Werke der scholastischen Theologie, und noch einige Werke über die Geschichte des Hauses Braganza.

Wie weit die höheren Wissenschaften dort zurückstehen, kann folgendes Beyspiel beweisen: Als Cook bey seiner ersten Weltumseglung in Rio Janeiro landete, und von dem dortigen Vizekönig um die Ursache seiner Reise befragt wurde, gab er zur Antwort, er wolle den Durchgang der Venus auf einem der Südseeländer beobachten. Von diesem Phänomen konnte sich der Vizekönig nur folgenden Begriff machen: es sey dieß wohl der Durchgang des Nord- (Polar) Sterns durch den Südpol. Man denke sich diese verkehrten Begriffe bey einem Manne in so hoher Funktion, der selbst den weiten Ozean befahren hatte, und in einem See- und Handelsstaate zu Hause gehörte.

Was liesse sich nicht von einem nur einigermassen sachkundigen Brasilianer über die Naturgeschichte und Erdkunde dieses reichen Theils der südlichen Halbkugel erwarten, dennoch ist fast alles, was wir davon wissen, aus den Federn der Ausländer geflossen. Ein Franziskaner in Rio Janeiro benachrichtigte indeß den englischen Reisenden Bar-

row, er arbeite an einer Flora dieses Landes. Ueber den dortigen Handel hat doch der Bischof zu Fernambuc, Coutinho, einen Traktat geschrieben. So hätten wir vielleicht die ganze Ausbeute der dortigen Literatur, so weit sie uns bekannt ist, denn einige Klöster sollen noch schätzbare Manuskripte der Missionäre über das Innere von Brasilien besitzen; allein die Weisheit der Regierung verheimlicht diese literärischen Schätze aus Furcht, sie möchten die Ausländer zu den Metallschätzen führen.

Vierter Abschnitt.

Politische Eintheilung des Landes. — Staatsverwaltung. — Militär. — Bevölkerung. — Staatseinkünfte. — Handel.

Die politische Eintheilung Brasiliens wird von den meisten Geographen nicht richtig angegeben; die neuesten Angaben von Correa de Serra sind hierüber am zuverlässigsten.

Brasilien ist in neun grosse, und acht ihnen untergeordnete Gouvernements, dann in zwey unabhängige vom zweyten Rang eingetheilt: die Letzteren haben ihre Unabhängigkeit der stark vermehrten Bevölkerung wegen erhalten. Das vornehmste

Gouvernement, jenes von Rio Janeiro, führt den Titel eines Vizekönigreichs; aber bloß in Hinsicht auf die Landesvertheidigung übt der Vizekönig eine gewisse Autorität über die anderen Gouverneurs aus. Die Gouvernements sind folgende:

Vom ersten Range.

Rio Janeiro; mit dem Titel eines Vizekönigreichs.

Para; am Amazonenfluß.

Maranhao, Fernambuk, Bahia } auf der Ostküste.

San Paulo, Mattogrosso, Goyaz, Minas Geraes } im Innern.

Vom zweyten Range.

Rio Grande, Santa Catterina } untergeordnet an Rio Janeiro.

Spirito Santo, Sergippe } an Bahia.

Pianhy, Rio Negro } an Maranhao.

Macapa, Rio Grande do Norte } an Para.

Ceara
Paraiba } unabhängig.

In Bezug auf die Geistlichkeit, gehört der Zehnten durchgehends der Krone, nach einem durch mehrere päbstliche Bullen bestätigten Vorrechte. Bischof, Kapitel und Seelsorger erhalten ihre Bezahlung von Hof.

Der Erzbischof zu Bahia bezieht jährlich 6000 Kruſaden (etwas über 6000 fl.), jeder der sechs Bischöfe 4000 Kruſaden und jeder Pfarrer 200,000 Reis (500 fl.); doch sind deren nicht viele. Die Privaten unterhalten viele Succursalen.

Was die Gerechtigkeitspflege anbelangt, so giebt es zwey oberste Gerichtshöfe (Relaçoes) in Bahia und in Rio Janeiro. Unter dem erstern stehen die Gerichte zu Para, Maranhao, Fernambuk, Goyacos, Bahia; unter dem zweyten jene zu Minas Geraes, Mattogrosso und San Paul. Ausserdem giebt es noch 24 Ouvidoren, welche Oberrichter in zweyter Instanz sind. Vor der Uebersiedlung befand sich die höchste Instanz in Portugal, nähmlich der Rath des Pallastes, von welchem die Richterstellen in den Kolonieen besetzt wurden.

Das Militär in Brasilien, besteht dermalen in ungefähr 10000 Mann. Der General Böhme, der in den achtziger Jahren Generalinspektor der gesammten portugiesischen Truppen in Brasilien war, hatte diese in einen achtungswürdigen Zustand versetzt, von dem sie jetzt wieder sehr herabgesunken sind.

Die Bevölkerung beläuft sich auf drey Millionen, wovon der fünfte Theil reiner portugiesischer Abkunft ist, die übrigen aber aus einem Gemische von Mulatten, Mestizen, Negern und Indianern bestehen.

Das Aufblühen des Anbaus und mithin auch des Handels von Brasilien wurde durch die verkehrte Politik des Mutterstaates beträchtlich erschwert.

Durch das Vorhaben, die Kauffahrer vermittelst ihrer Kriegsschiffe gegen jeden feindlichen Angriff in Sicherheit zu setzen, hemmte die Regierung die Freyheit des Handels, indem sie die Handelsflotten zwang, nur im Monat März von Porto nach Brasilien die Waaren des Mutterlandes zu führen. Hiedurch wurde denn manchem Kaufmanne gerade der ihm bequemste Zeitpunkt zu diesem Tauschhandel verrückt, und die Fracht mußte in jeder Hinsicht erschwert werden, weil zu jener einzigen Zeit die Konkurrenz deshalb am stärksten ward.

Weit drückender waren indeß die Monopolien und Auflagen für Brasilien selbst. Eins der Hauptbedürfnisse des menschlichen Haushalts, das Salz behielt sich die Regierung allein vor, von den Inseln des grünen Vorgebirges einzuführen, da doch die heisse Sonne Brasiliens sehr bequem das beste Salz lieferte, und so Menschen und Vieh auf die leichteste Art erhalten wurden. Und dieses Monopol, welches so weit getrieben wird, daß selbst das Salz, welches die Sonne willkührlich an den Küsten

auskocht, nicht nach den grossen Städten geführt werden darf, bringt der Krone noch nicht völlig 1,000 Thaler ein. Welchen Schaden verursacht es aber nicht, blos allein in Rücksicht der ungeheuern Quantität des leicht einzusalzenden Rindfleisches jener zahllosen Heerden, von denen man jetzt blos die Häute benützt, und das Fleisch ungebraucht verfaulen läßt.

Auch das aus Madera hieher verpflanzte Zuckerrohr gewährte bald einen höchst wichtigen Handelszweig, aber statt die Ausfuhr des Zuckers zu ermuntern, belegte man dieselbe mit einer Abgabe von 20 Prozent; eben so wurde der Handel mit dem Indigo zu einem Monopol der Krone gemacht.

Der Wein geräth in Brasilien vortrefflich. Allein eine eigene Gesellschaft bezahlt der Regierung das Vorrecht ausschließlich Portwein nach Brasilien zu führen, und verbietet den Brasilianern nicht nur den Anbau des Weines im Grossen zum Verkauf, sondern sie erlaubt nicht einmal den dortigen Wein zum eigenen Hausverbrauch. Der Portwein wird nach Barrow in den Seestädten mit einem Reichsthaler, im Innern des Landes aber mit zwey Reichsthalern die Bouteille bezahlt.

Ferner gewinnt die Regierung 20000 Thaler durch den Alleinhandel mit Seife, Queckſilber, Scheidewasser und Spielkarten, ja die Kolonie muß ihr den Zehnten von allen Produkten, so wie von allen Ex- und Importen, ferner eine Abgabe für jeden Sklaven, und ausser andern minder bedeuten-

den Taxen auch die Kreuzbullen bezahlen. Diese Auflagen, mit Inbegriff der im zweyten Abschnitte bereits angeführten Einkünfte von den Juwelen und edeln Metallen betrugen im Jahre 1775 über 4½ Million Thaler.

Auch der Vortheil von der hier so trefflich bekommenden Baumwolle wurde der Kolonie entrissen. Die Waarenlager fanden sich davon angefüllt, es wurde daher eine sehr grosse Quantität brasilianischer Baumwolle nach Portugal gesandt. Zufälligerweise traf es sich, daß nicht nur auch dort die Magazine bereits damit angefüllt waren, sondern daß gerade zu der Zeit die Regierung mit Frankreich über ihre Neutralität unterhandelte. Da man dieser fremden Macht kein baares Geld zu geben im Stande war, und sie, der es überhaupt nur darauf ankam, irgend etwas von Werth zu erlangen, sich an Geldesstatt mit Waaren begnügen ließ, so ward die von den Brasilianern gesandte Baumwolle dafür hingegeben, und man vertröstete die Pflanzer auf künftige Bezahlung, ohne den Preis oder die Zeit zu bestimmen.

Die Tabelle, welche Raynal von der jährlichen Ausfuhr Brasiliens, nach einem Durchschnitt der fünf Jahre von 1770 bis 1775 gegeben hat, beweiset, daß dieselbe nach Portugal 26,796,842 fl. nach Madera, die Azoren, Afrika und Ostindien aber 1,040,875 fl. betrug. Dieß erreichte zusammen die Summe von ungefähr 28 Millionen Gulden, wovon das Gold und die Juwelen allein über 12 Millionen

ausmachen, während das viel kleinere englische Westindien blos an Kolonialprodukten jährlich für 48 Millionen Gulden ausführt.

So vereinigte bisher sich alles, den Flor dieser herrlichen Kolonie zurückzuhalten. Wie Tantalus bringen Brasiliens Pflanzer, umgeben von dem größten Ueberflusse, ihr Leben in dürftiger Aengstlichkeit hin.

Fünfter Abschnitt.

Kurze Beschreibung der merkwürdigsten Orte.

Der südlichste Theil Brasiliens ist die Provinz Rio Grande de Sao Pedro. Sie bringt viele Kühe, Pferde, Getreide und Hanf hervor, weßhalb sie auch die reichste ist; aber ihr seichter Hauptstrom trägt keine schweren Schiffe. Der Hauptort ist Portalegre mit 6000 Einwohnern.

Die Provinz Santa Catarina dient mit ihrem vortrefflichen Hafen an der Mündung des Rio Grande hauptsächlich zur Ausfuhr der Produkte aus der vorigen Provinz.

Wendet man sich zur Nordküste, so findet man den Hafen und die Stadt Santos, und nach Zurücklegung von sechs bis sieben Meilen über die

rauhe

rauhe Pornabiacaba kömmt man nach der berühmten Stadt Sao Paulo. Ihre Bewohner waren Anfangs nur Mißvergnügte und Verbrecher; die sich hier in einer beynahe unangreifbaren Stellung versammelt hatten. Sie erkannten Portugals Oberherrschaft nicht an, und waren gezwungen vom Raube zu leben. Daher durchstreiften sie das Land als unbarmherzige Verwüster, jagten die Indianer, wie wilde Thiere, und schleppten sie, an den Schweif ihrer Pferde gebunden, mit sich fort. Sie verbrannten die Wohnungen der Wilden, welche durch die Jesuiten civilisirt worden waren. Nach und nach aber haben sie ihre unstäte Lebensart verlassen, und sind menschlicher geworden.

Nun folgt das Gouvernement Rio Janeiro, und in demselben die Hauptstadt des Landes, die eine etwas nähere Beschreibung verdient.

Der erste Gegenstand, der nach Vorüberseglung des Kaps Frio die Aufmerksamkeit fesselt, ist eine Oeffnung in der grünen Bergkette, welche die Küste begränzt. Diese Spalte scheint von Ferne eine enge Pforte zu seyn, sie befindet sich zwischen zwey Steinpfeilern, deren Nacktheit mit der üppigen Pflanzenwelt der übrigen Gebirge schön kontrastirt. Diese Oeffnung ist der Eingang in den Hafen von Rio Janeiro. Gerade in der Mitte des Eingangs befindet sich eine kleine, sehr befestigte Insel, und beschränkt die Einfahrt auf $\frac{1}{2}$ Meile. Hat man diesen Kanal durchschifft, so trifft das Auge mit einem Wechsel von Erstaunen und Ent-

zücken auf die prächtigste Perspektive, welche die Natur anzubieten vermag. Ein ungeheures Wasserbecken erstreckt sich in das Innere einer lachenden Landschaft, wo hohe Berge sich in dem Azur des Himmels, oder in dem Purpur nachbarlicher Wolken verlieren. Unzählige kleine Eilande, auf diesem beschränkteren Ozeane vertheilt, gleichen eben so vielen Gärten mit Lauben und Blumen bedeckt, welche die süssesten Wohlgerüche aushauchen. In amphitheatralischen Reihen erheben sich umgürtende Gebirge; zwischen ihren grünen Wänden entdeckt das Auge liebliche Thäler von silbernen Bächen durchschnitten. Hier glänzt ein ewiger Frühling, und die Natur bietet ihre kostbarsten Geschenke zum Genuß dar.

Die Stadt Rio, oder Santo Sebastiano liegt angenehm auf einem geräumigen Vorgebirge, dessen Erhebungen den Hafen gegen die gewöhnlichen Südwinde schützen. Auf einem der beyden kahlen, mitternächtlichen Enden desselben liegt eine regelmässige Citadelle, und auf dem andern ein wohlverschanztes Benediktinerkloster. Diese beyden Höhen beherrschen in Verbindung mit dem stärksten Hafenfort, welches auf der Schlangeninsel, auf einem 80 Fuß hohen Felsen liegt, die Stadt und den Ankerplatz.

Der erste Gegenstand der Aufmerksamkeit beym Eintritte in die Stadt ist ein schöner viereckiger Platz an drey Seiten von Häusern, an der vierten vom Meer begränzt, wo ein prächtiger steinerner

Kai mit breiten Treppen in der Mitte und an beyden Enden angebracht ist, an welchem man sich gewöhnlich ausschifft. An der mittleren Treppe erhebt sich ein vierwinklichter Obelisk, der auf allen vier Seiten Ströme von klarem Wasser unablässig von sich giesst, womit der niedere Theil der Stadt und die Schiffe des Hafens sich versehen. Im erhöhten Hintergrunde des Platzes steht der ganz einfache Pallast des Vizekönigs, gleich dem Obelisk aus Granit erbaut, womit auch der Kai gepflastert ist. Alle Brunnen der Stadt erhalten ihr Wasser von dem Gipfel des nahen Gebirges, durch die prächtige, von dem Vizekönig Vasconcellos erbaute Wasserleitung, von welcher hier eine Ansicht beygefügt ist.

Eben so angenehm, als der Gesundheit zuträglich ist der öffentliche Garten (passao publico.) Er besteht aus Lauben, Grasplätzen, Alleen und Blumenparterren, wo Jasmin, Stickwurz und andere Gesträuche süsse Düfte verbreiten. Zwar bemerkt man auch einheimische Gesträuche von grosser Schönheit, allein es scheint, als ob die Portugiesen ihre europäischen mehr liebten, obgleich diese hier schwächer und dürftiger gedeihen. Auch der botanische Garten des Gouvernements wird sehr vernachlässigt.

Mehrere Häuser in der Stadt sind gut gebaut, sie haben meistens zwey Stockwerke, und hölzerne Balkone auf dem zweyten längs der ganzen Façade; sie sind mit Ziegeln gedeckt, ihre stark

vergitterten Fenster machen aber einen freudelosen Eindruck. Der größte Theil derselben hat auf der einen Seite einen mit Fruchtbäumen, Blumen oder Duftstauden bepflanzten Raum.

Die Hauptstrassen sind mit breitem Granit gepflastert und haben sogar Absonderungen für die Fußgeher. Man findet da häufige, mit europäischen, vorzüglich englischen Waaren gut versehene Boutiken.

Die Anzahl der Bewohner von Rio mag sich ohngefähr auf sechzigtausend belaufen.

Wenn man von Rio weiter nordwärts reiset, so verkündet sich von ferne der Hafen von Espirito Santo durch seinen majestätischen Felsen, der einem Kirchthurm ähnelt. Hier endet das Gouvernement von Rio Janeiro, und jenes von Bahia fängt an. Die erste Provinz desselben ist das an dem trefflichsten Bauholz ungemein reiche Portoseguro. Oelbäume sind hier ungemein häufig, so wie auch die Gummibäume, welche die Einwohner geradesweges abschneiden, um den kostbaren Saft zu gewinnen. Ueberhaupt sind die Menschen hier so indolent, daß sie in der Mitte der größten Naturschätze Bettler bleiben.

Portoseguro, der Hauptort, der Platz, an welchem Cabral zuerst Brasiliens Küsten betrat, mag nebst dem benachbarten Dorfe gegen 8000 Bewohner enthalten. Die Städte Prado und Alcobas blühen durch Fischfang, und die Stadt

Caravellos befindet sich durch Maniocausfuhr in gutem Zustande.

Von hier kömmt man in die an Zucker und Manioc fruchtbare Provinz dos Ilheos. In einem See, den sie enthält, sieht man eine Menge Lamentins (Seekühe) spielen.

Grüne Küsten, spitze Felsen, blühende Ortschaften, fruchtbare Felder und dichte Wälder bezaubern hier den Seefahrer. Wenn er das Fort do Mar vorübergesegelt ist, kömmt er in die prächtige Allerheiligenbay, deren kristallener Wasserspiegel von vielen hundert Barken durchschnitten wird, die aus dem Meer, oder die sechs Flüsse herabkommen, welche sich in den Meerbusen ergiessen. Rechts auf einem Felsen erhebt sich die Stadt San Salvador, gegenwärtig unter dem Nahmen Bahia bekannt. Ihre Volksmenge ist unbestimmt. Lindley setzt sie auf 100000 Seelen, andere Schriftsteller geben nur 40000 an. Die Stadt ist sehr beträchtlich, auf die Art von Rio Janeiro erbaut, jedoch, des felsigen Erdreichs wegen, nur mit schlechten, ungepflasterten Straßen versehen. Sie hat einen guten Schiffswerft, auf dem man jedoch nur ein Linienschiff auf einmal bauen kann, und überdieß wird auch der Bau sehr langsam betrieben. Bey der Stadt Tappagippe hingegen befinden sich Privatwerfte, auf welchen Kauffartheyschiffe jeder Grösse mit vieler Schnelligkeit gebaut werden.

Die Kirchen und Klöster zeigen hier, so wie in Rio, ungemein viel Luxus und Pracht. Die Kir-

che der Exjesuiten ist ganz aus europäischem Marmor erbaut, und alle Holzarbeiten sind mit Schildpatt eingelegt. In der hiezu gehörigen Bibliothek sind kostbare Sammlungen vorhanden, welche diese Geistlichen über die natürliche und bürgerliche Geschichte Brasiliens geschrieben haben. Der Pallast des Gouverneurs ist weitläufig, ohne schön zu seyn.

Die Einwohner von Bahia sind sehr industriös, und ihr Handel ist von grosser Bedeutung. Die Hauptgeschäfte dieses Platzes werden direkt mit Lissabon und Oporto gemacht, und hiezu 50 grosse Fahrzeuge verwendet. Den Kolonialhandel Bahias, der besonders gegen den südlichen Theil Brasiliens hin, stark ist, betrieben ungefähr 40 Schiffe von 250 Tonnen, und aus dem Innern des Landes kommen täglich wenigstens 800 Barken und Polaken an, um der Hauptstadt ihren Tribut zu zollen. Alle Waaren müssen in ein hier befindliches Magazin gebracht werden, wo gestempelt und Zoll gefordert wird.

Die Provinz Bahia, zwar die kleinste, ist aber doch die fruchtbarste, reichste und bevölkertste. Die Hauptstadt Cachoeira an einem vortrefflichen Platze, am Ufer eines kleinen Flusses, ist die Niederlage von der Ausbeute der Goldminen in den mitternächtlichen Gegenden. Jagoaripe, Amoro, Jacobina, Do Sitio und San Francisco sind sämmtlich lebhafte Städte dieser Provinz, zu welcher auch die reichen Inseln Itaporica und San Paulo gehören.

Von den im Lande vertheilten Pflanzungen beschäftigt oft eine zwey bis dreyhundert Sklaven, und, wo nicht die Zuckermühlen durch Wasser getrieben werden, eine verhältnißmässige Anzahl Pferde. Die reichen Eigenthümer dieser Plantagen wohnen mit Ausnahme der Regenzeit, in schönen Schlössern mit Kapellen.

Sergipye, eine Stadt mit 7 bis 8000 Einwohnern, steht noch unter dem Gouverneur von Bahia. Nördlicher liegt das Gouvernement Pernambuco, oder, wie es die Geographen gewöhnlich nennen, Fernambuc. Es bringt viel Zucker und den größten Theil des nach Europa gehenden Holzes hervor. Olinda de Pernambuco mit mehr als 20,000 Menschen, ist wahrscheinlich seiner Bedeutenheit nach die dritte Stadt Brasiliens. Reßif dient ihr zum Hafen, und hier war es, wo die Holländer ihren Hauptort, Morizstadt erbauten.

In dieser Provinz sah die neue Welt das erste Beyspiel eines unabhängigen Staats, den sich die Neger errichteten.

Am Ende des Kriegs mit den Holländern, ungefähr im Jahre 1660, entschlossen sich die Sklaven in der Nähe von Pernambuc, in den Gehölzen und Flächen des innern Brasiliens die ersehnte Freyheit zu suchen. Vierzig derselben setzten diesen Beschluß in Vollzug, und nachdem sie Flinten und andere Kriegsgeräthe entfremdet hatten, verliessen sie ihre Herren, und zogen sich unter den 9ten Grad der Breite in die Nähe von Porto Calao zurück,

wo sie in der Nachbarschaft des wohlbebauten Landes Alagoas und Pernambuco waren. Dort stieß eine beträchtliche Anzahl Neger und Mulatten zu ihnen.

Indeß fühlten sie bald den Mangel an Weibern und beschlossen, ihm mit Gewalt abzuhelfen. Der Raub der Sabinerinnen war weder allgemeiner noch vollständiger; sie raubten alle farbigen Weiber auf eine weite Landesstrecke, nothzüchtigten die Weiber und Töchter der Pflanzer, raubten ihre kostbarsten Effekten, und zogen sich nach der von ihnen angelegten Stadt Palmares zurück, welche diesen Namen der vielen Palmen wegen erhielt, die sie dort gepflanzt hatten.

Bald wurden diese Aufrührer fürchterlich. Mehrere Pflanzer bewarben sich um ihre Freundschaft, und lieferten ihnen insgeheim Pulver, Kugeln, Flinten und europäische Stoffe, wogegen sie Versicherungen ihres Schutzes und einen Theil des gestohlenen Goldes und Silbers erhielten. In kurzer Zeit bildeten sie eine Nation und führten den Namen Palmaresen nach ihrer Stadt. Sie entwarfen sich eine eigene Verfassung und wählten sich ein Oberhaupt, welches sie Zombi (den Mächtigen) nannten. Seine Würde war lebenslänglich und er wurde aus den erfahrensten, tapfersten und einsichtsvollsten Männern der Nation gewählt. Dann stellten sie Obrigkeiten auf, gaben sich Gesetze und errichteten eine Miliz, aus allen waffenfähigen Gliedern bestehend. Die Religion wurde nicht vergessen, sie nahmen eine Art von Christenthum an.

Die Bevölkerung gieng mit Riesenschritten vorwärts, eben so der Anbau im Innern des Landes. Immer die Einfälle der Portugiesen fürchtend, bauten sie jede Ortschaft auf einer Erhöhung. Ihre Hauptstadt Palmares hatte eine Meile im Umfange und war mit einer Verschanzung von einer doppelten Reihe grosser Baumstämme umgeben. Dieser Wall war durch drey Thore unterbrochen, auf denen sie grosse Altanen angebracht hatten. Jede dieser Pforten wurde in Friedenszeiten von 200 Soldaten unter einem Anführer von bekannter Tapferkeit bewacht.

Im Innern waren die Häuser zerstreut und unregelmässig, weil ein grosser Theil des Erdreichs dem Anbau vorbehalten blieb. Das Wasser bezogen die Einwohner aus einem fischreichen See, aus welchem in verschiedenen Richtungen Bäche flossen. Der Pallast des Fürsten war weitläufig, man sah mitunter Privathäuser, die nach ihrer Art prächtig waren, und die Bevölkerung belief sich auf 20,000 Seelen.

Bald machte die neue Nation solche Fortschritte, daß sie selbst die Existenz der europäischen Kolonieen zu bedrohen schien. Schon waren sie bis zum Jahre 1696 unangegriffen geblieben, und sahen bereits ihre dritte Generation empor wachsen. Caetano Mello, Gouverneur von Pernambuco, übergab daher dem Generalkapitän und Gouverneur von Bahia, Don Juan de Lancastro einen Plan, zu dessen Ausführung dieser sogleich 1000 Mann beorderte.

Mellos Truppen vereinigten sich mit ihnen, und formirten so eine Armee von 6000 Mann, die mit allen Kriegsbedürfnissen, das schwere Geschütz ausgenommen, hinlänglich versehen war.

Unterrichtet von dem Entwurfe eines Einfalls in ihr Gebiet, hatten auch die Palmaresen alle ihre Hilfsquellen gesammelt. Sie verwüsteten das umliegende Land, und bereiteten den feindlichen Truppen alle möglichen Hindernisse; demungeachtet drangen die Portugiesen bald bis vor die Hauptstadt, erstaunten aber, als sie die Bollwerke derselben voll Soldaten und alle Anstalten zum kräftigsten Widerstande fanden. Der Zombi wagte mit einer starken Abtheilung Soldaten einen gähen Ausfall, und brachte den Belagerern einen beträchtlichen Verlust bey.

Die Belagerung zog sich in die Länge. Die Portugiesen liessen endlich schweres Geschütz nachkommen, weil sie ohne dasselbe nicht im Stande waren, sich der Stadt zu bemächtigen. Nun wagten sie einen Generalsturm, und die durch den Mangel an Pulver und Lebensmitteln niedergeschlagenen Palmaresen leisteten nur schwachen Widerstand. Eine der Pforten wurde gesprengt, und die portugiesischen Truppen rückten ein.

Nun entstand ein heftiger, aber kurzer Kampf. Die Reihen der Palmaresen wurden durchbrochen; der Zombi und seine übrig gebliebenen Waffengefährten entschlossen sich, die Freyheit keinen Augenblick zu überleben. Sie zogen sich auf den Berggipfel in

der Mitte der Stadt zurück, stürzten sich da, wo seine Wand senkrecht abgeschnitten war, herab, und fanden so den Tod.

Die Siegestrophäen der Portugiesen waren nun die Verwundeten, die Greise, Weiber und Kinder mit den Gold- und Silbervorräthen. Ihre Armee gieng nach Pernambuco zurück, wo die Gefangenen verkauft wurden. Einige Greise, und die verwundeten Krieger wurden, als sie genasen, nach Bahia, Rio Janeiro und anderen entfernten Plätzen ebenfalls zum Verkauf gebracht. So gelang es den Portugiesen, durch Absonderung dieser gefährlichen Menschen in weiten Entfernungen ihre Wiedervereinigung für immer zu hindern.

Das fruchtbare Gouvernement von Pernambuco mit den alten Kapitänschaften von Tamaraca, Parayba und Rio Grande von Parahiba war der Gegenstand der holländischen Unternehmung um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Graf Johann Moriz von Nassau vertheidigte mit Erfolg dieses holländische Brasilien und erweiterte dessen Gränzen durch Eroberung von Sergipe und Ceara. Aber die holländische Kompagnie verkannte den geschickten Feldherrn, rief ihn zurück, und ersetzte ihn durch Kaufleute, deren Erpressungen einen Aufstand herbeyführten, welcher im Jahre 1654 diese Provinzen wieder der Krone von Portugal unterwarf.

Die Insel Fernando do Noronha hängt heut zu Tage vom Gouvernement Pernambuco ab.

Dort haben die Portugiesen ein Truppenkorps in verschiedenen Forts vertheilt, und zwey Häfen, von welchen der nördliche der bessere ist. Amerigo Vespucci entdeckte diese Insel im Jahre 1502; die Franzosen besetzten dieselbe im Jahre 1733, verliessen sie aber bald wieder auf Anforderung Portugals. Sie hat 5 bis 6 Meilen im Umfange, ist ein wichtiger militärischer Punkt und hat einen sehr fruchtbaren Boden.

Die wenig bekannte Provinz Ceara oder Siara liefert Felsenkrystall, Hanf und Färbeholz. Auf der Fläche Pianhy im Innern des Landes findet man viele Ochsen und Pferde, auch trifft man dort Alaun, Vitriol und Schwefelminen.

Die mitternächtliche Küste von Brasilien vom Kap Roch an, bis zur Insel Maragnan ist von Klippen und Sandbänken eingefaßt, welche die Annäherung ans Land gefährlich machen. Von Maragnan bis zur Mündung des Amazons finden sich dichte Wälder.

Die durch ihre Lage sehr wohl geschützte Insel Maragnan, bietet noch andere Vortheile dar, nähmlich ein gesundes Klima, frische Quellen, reichlichen Fischfang, Wälder voll nützlicher Baumarten, Zucker, Tabak, Färbeholz, den besten Kattun und Rocou von Amerika, Pfeffer, Gummi, das zum Firniß zu gebrauchen ist, Oehl, dem arabischen an Güte gleich, und grauen Ambra. Die Stadt Saint Louis de Maragnan wurde im Jahre 1612 von den Franzosen erbaut. Die

Portugiesen bemächtigten sich derselben, wurden aber im Jahr 1641 von den Holländern vertrieben, welche selbe nebst allen ihren brasilischen Eroberungen im Jahre 1654 wieder verlohren. Diese Stadt, mit einem guten Hafen versehen, mag ungefähr 10,000 Einwohner zählen.

Para, dessen Hafen Belem heißt, liegt an dem Toskantin, der Insel Marajo gegenüber, welche die Grösse Sardiniens hat, und ganz mit Zuckerrohr besetzt werden könnte. Para ist die Hauptstadt des Gouvernements, welches das Land der Amazonen in sich begreift. Diese ungeheure, wenig bekannte Landschaft, ist nur von einigen wilden Horden bewohnt, und wird durch die Forts und Kolonieen, welche die Portugiesen in einiger Entfernung von einander errichtet haben, in einer gewissen Abhängigkeit erhalten. Die vorzüglichsten dieser Forts heissen Macapa, Pauxis und Rio Negro. Die Indianer suchen unter Anführung der Missionäre in den Wäldern längs der Flüsse Cacao, Vanille, Sassaparille, Copaivedhl und Schildkröten, die sie sodann nach Belem bringen.

Der mittlere Theil Brasiliens und ganz Südamerikas schließt die drey Gouvernements Minas-Geraes, Goyazes und Mattogrosso in sich. Man nennt sie auch die Gouvernements der Minen, weil daselbst die meisten Goldwerke vorhanden sind. Auf diesen gegen das Meer beträchtlich hoch liegenden Bergflächen muß Ackerbau und Viehzucht trefflich gedeihen, und sie werden vielleicht

dereinst der Sitz zahlreicher und glücklicher Pflanzer werden. Die merkwürdigsten Orte sind: in Mattogrosso die Stadt Villa Bella de Cuyaba und das Fort Bragança; in Goyaz Villa boa, und in Minas Geraes die beträchtliche Stadt Villa Ricca de Mariana.

Dieß ist eine kurze Schilderung des herrlichen, von der Natur so sehr begünstigten Brasiliens. Die Leser werden daraus sehen, was es bis jetzt unter den Händen seiner europäischen Bebauer geworden ist, und was es unter einer zweckmässigen Verwaltung leicht werden könnte.

Inhalt
des
fünften Bändchens.

Seite

XXV. Gemälde von Neuspanien. Entworfen von Alexander von Humboldt. (Fortsetzung.) 3

XXVI. Schilderung der Beduinen Araber 37

XXVII. Der Berg Montserrat und das Kloster auf demselben . . . 50

XXVIII. Schilderung von Brasilien. Von J. v. Benigni 61

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schütz, Joseph Baptist,

Interessante Länder- und Völkergemälde, oder Schilderung neu untersuchter Länder, Völker und Städte, anziehender Naturmerkwürdigkeiten, Kunstwerke und Ruinen
Bd.: 5 : mit zwey Kupfern

Wien 1809

Geo.u. 388-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430051-5